

REZENSIONEN*

Allgemeines

Angela Schottenhammer / Peter Feldbauer (Hg.): Die Welt 1000–1250 (Globalgeschichte: Die Welt 1000–2000, Bd. 8), Wien 2011, Mandelbaum, 302 S., € 28,-, ISBN 978-3-85476-322-2

In den letzten Dekaden erschienen im anglophonen Raum in wachsender Zahl Darstellungen von Überblickswerken einer sogenannten "Globalgeschichte". Diese Entwicklung kommt nicht allzu überraschend, ist doch das Schlagwort "Globalisierung" in aller Munde. Der Anspruch dieser Werke ist vielfach das Aufdecken von weltumfassenden Vernetzungen, Migrationsströmen, Handelsstrukturen und anderen ökonomischen, kulturellen oder sozialen Zusammenhängen. Im deutschsprachigen Raum waren Darstellungen dieser Art bislang Mangelware. Diese Lücke sucht nun die ambitionierte „Globalgeschichte: Die Welt 1000–2000“ zu schließen, die in acht Bänden im Mandelbaum Verlag erscheint und von Peter Feldbauer, Bernd Hausberger und Jean-Paul Lehnern herausgegeben wird.

Stärken und Schwächen des Konzepts liegen auf der Hand. Es war eine weise (und vermutlich auch pragmatische) Entscheidung der Herausgeber, gar nicht erst zu versuchen, einen einzelnen Autor für einen überregionalen Gesamtüberblick der einzelnen Epochen zu gewinnen, sondern jeweils mehrere Autoren, allesamt regionale Experten, die Kapitel zu den jeweiligen Großregionen (z.B. Mesoamerika, Südostasien, dem Nahen und Mittleren Osten etc.) schreiben zu lassen. Natürlich werden aber auch die Spezialisten der mittelalterlichen Geschichte bzw. in den einzelnen Spezialgebieten der außereuropäischen Geschichte einige Auslassungen, Oberflächlichkeiten oder Verallgemeinerungen zu bekritteln haben – ohne dann freilich zu berücksichtigen, daß es in Überblickswerken nun einmal nicht anders geht.

Hier wird der von Angela Schottenhammer und Peter Feldbauer edierte erste Band dieser Reihe besprochen, der die Jahre von 1000 bis 1250 abdeckt. Insgesamt 10 Beiträge, die hier nicht alle angemessen behandelt werden können, decken mit Ausnahme Ozeaniens, Nordamerikas und den Gebieten Amazoniens und Argenti-

* Die Besprechungen reflektieren die Meinung der jeweiligen Rezensenten, nicht die der Redaktion.

niens, den gesamten Rest der Welt einschließlich Europas ab. Somit ist der Anspruch der Herausgeber der Reihe eingelöst: „Es scheint höchste Zeit, außereuropäischen Weltgegenden eine eigene historische Existenz zuzuerkennen und sie nicht in der geschichtswissenschaftlichen Peripherie des europäischen bzw. nationalen Zentrums zu verorten“ (10). Dies gelingt dem vorliegenden Band vortrefflich. Natürlich könnte man den doch recht willkürlich gesetzten Beginn und das Ende des Bandes mit den Jahren 1000 bzw. 1250 scharf kritisieren – insbesondere sei die Frage gestattet, ob eine solche Periodisierung wirklich so für alle behandelten Weltregionen gelten kann. Angela Schottenhammer zeigt in ihrem einleitenden Aufsatz, daß ihr diese Problematik durchaus sehr bewußt ist und zumindest im asiatischen Raum diese zeitliche Unterteilung auch durchaus anders hätte angesetzt werden können (13), wie dies z.B. Historiker wie Anthony Reid, K. N. Chaudhuri oder Victor Lieberman vorgeschlagen haben.

Schottenhammers Einleitung zu kontinentaler und maritimer Vernetzung in der mittelalterlichen Welt stellt eine lesenswerte Einführung in die Globalgeschichte der Alten Welt dar. Die Autorin scheut sich keineswegs zuzugeben, daß man wohl im vorliegenden Band (noch) nicht von einem weltumfassenden eigenständigen Interaktionsnetzwerk sprechen kann, insbesondere nicht, was den amerikanischen Kontinent und weite Teile Ozeaniens betrifft (13). Andererseits bestanden in der Alten Welt komplex vernetzte und sich überlappende Handelsnetzwerke, an deren Enden sich im Westen Marokko, Spanien, Frankreich oder England, in Afrika das alte Ghana oder die Häfen der Swahiliküste und im Osten Asiens die Molukken, China oder Japan befanden – von Schottenhammer als „Ausdruck einer frühen Globalisierung“ bezeichnet (15). Insofern ist es weder überraschend noch störend, daß es auch in den einzelnen Beiträgen zu Überschneidungen kommt – mit Ausnahme des Artikels über Mesoamerika natürlich, welches isoliert von der Alten Welt noch seiner „Entdeckung“ harrte.

Schottenhammers zweiter Beitrag beschäftigt sich mit dem China zur Zeit der Song-Dynastie, eine Epoche, für die die Autorin eine ausgewiesene Expertin ist. Entsprechend ist dieser Aufsatz: Kenntnis- und detailreich, aber dennoch ausgesprochen lesbar. Ein Schwerpunkt des Artikels liegt auf dem ökonomischen Bereich. Der Aufschwung des chinesischen Handels unter den Song, den Schottenhammer als „wirtschaftliche Revolution“ (38) beschreibt, trug auch massiv zur Ausweitung des Fernhandels entlang der Seidenstraße nach Zentral- und Westasien, nach Korea und Japan, nach Nordasien – besonders bedeutsam für den bedeutenden Handel mit Pferden – sowie entlang der maritimen Seidenstraße nach Südost- und Südasiens bei. Aber auch technische und kulturelle Innovationen während der Song-Dynastie wie die Entwicklung des Buchdrucks, verbesserte Technologien in der Wasserwirtschaft oder Metallverarbeitung sowie die Blüte der auch stark auf Export ausgerichteten Keramikindustrie werden ausführlich behandelt.

Roman Loimeiers Beitrag zum sub-saharischen Afrika macht aus der Not mangelnder Schriftquellen für weite Gebiete des Kontinents eine Tugend. Für weite Regionen Afrikas existieren für den anvisierten Zeitraum ausschließlich archäologische oder linguistische Quellen. Der Autor beschränkt sich nun in seiner Darstel-

lung vor allem auf Staaten und Regionen mit direktem Kontakt zum mediterranen Raum oder zum Indischen Ozean, über die es arabische, persische oder europäische Quellen gibt. Loimeier liefert jeweils kurze, aber sehr anschauliche Überblicke über das alte Ghana, Mali und Kanem-Bornu in Westafrika, über die christlichen nubischen Reiche im Sudan, das christliche Reich von Axum in Äthiopien sowie die islamischen Küstenstädte an der Swahiliküste.

Tilman Frasch liefert in seinem Beitrag einen Überblick über Südostasien zur Zeit der leider allgemein etwas unglücklich sogenannten „klassischen“ Großreiche von Sri Vijaya, Angkor, Pagan oder Champa. Nach einer erhellenden Einleitung über die Problematik der angeblichen „Indisierung“ der Region behandelt Frasch jeweils knapp Angkor, Champa, Pagan und Sri Vijaya, wobei ein besonderes Augenmerk der Darstellung auf politische und ökonomische Außenbeziehungen gelegt wird. Insbesondere der Teil zu Champa und Sri Vijaya zeigt auch sehr deutlich, daß diese Beziehungen nicht per se mit Staaten und Großreichen in Übersee (Arabien, Persien, Indien, China), sondern auch vor allem innerhalb Südostasiens selbst sehr ausgeprägt waren. Ähnliches gilt für den Aufsatz über den indischen Subkontinent, der ebenfalls von Tilman Frasch gemeinsam mit Dietmar Rothermund verfaßt wurde. Die Autoren liefern hier eine gute und spannend geschriebene Darstellung der indischen Geschichte und beachten dabei insbesondere nicht nur das große Sultanat von Delhi in Nordindien, sondern geben auch den Staaten Südindiens wie z.B. dem Chola-Reich ein eigenes Gewicht. Wenn es etwas zu kritisieren gäbe, dann vielleicht die etwas kurz geratene einleitende Reflexion über „das Hochmittelalter als Epoche“ (90). Begriffe wie „Hochmittelalter“ oder wie im Beitrag zuvor „klassisch“ wecken bei einem Leser mit europäischem Bildungshintergrund andere Konnotationen als im asiatischen Kontext beabsichtigt. Besonders erfreulich aber an diesem Beitrag ist die ausführlich Würdigung der sprachlichen und literarischen Entwicklungen in Indien. Neben Sanskrit, das nach wie vor als Sprache der Gelehrten und Literaten weiter gepflegt wurde, werden die Bestrebungen in vielen Teilen Indiens, weitere Sprachen zu Literatursprachen zu etablieren (z.B. Telugu) bzw. als solche weiterzuentwickeln (z.B. Tamil), behandelt. Somit zeigt sich in diesem Beitrag die Öffnung von Teilen eines Subkontinents hin zu einer frühen „Globalisierung“ einerseits und gleichzeitig eine Entwicklung zu einer verstärkten Regionalisierung andererseits.

Gerhard Hoffmann befaßt sich in seinem Beitrag mit der islamischen Welt zwischen Cordoba und Marrakesch im Westen sowie Buchara, Ghazna und Delhi im Osten. Der Verf. zeigt hier in einem knappen, aber lesenswerten Überblick die politischen, sozialen und ökonomischen Strukturen z.B. der Almoraviden in Marokko und Andalusien, der Fatimiden in Ägypten und der Abbasiden im Zweistromland auf. Hoffmann betont das ökonomische Element der arabisch-islamischen Expansion seit dem 7. Jahrhundert, die von einem stark wachsenden Handel insbesondere mit der nicht-islamischen Welt begleitet war. Dennoch werden auch Konflikte nicht ausgeklammert, fällt doch gerade in die behandelte Zeitepoche des Buches auch die Zeit der Kreuzzüge, die von Hoffmann gut in den historischen Kontext eingebettet werden. Ebenso gelingt es dem Autor, die jeweiligen intellektuellen

Persönlichkeiten der Zeit (z.B. Ibn Sina [Avicenna], al-Ghazali, al-Biruni, al-Idrisi u.a.m.) entsprechend zu würdigen und ihren Einfluß auch auf das geistige und kulturelle Leben außerhalb der eigentlichen islamischen Welt darzulegen. Weitere Beiträge des Bandes beschäftigen sich mit Mesoamerika (Andreas Brockmann), Europa (Felicitas Schmieder), Zentralasien (Ralph Kauz) und der westlichen islamischen Welt (= Ägypten, Nordafrika, Andalusien; Peter Feldbauer und Gottfried Liedl).

Zum Abschluß soll noch darauf hingewiesen werden, daß dieser Band ausgesprochen ansprechend ediert wurde und dem Leser keinerlei Probleme hinsichtlich Druckfehlern, unlesbaren Karten oder Abbildungsqualität zugemutet werden. Insgesamt liefert das Buch eine faszinierende und zum weiteren Nachdenken anregende Lektüre. Der Rezensent jedenfalls wird sich sicherlich interessiert auch den bereits erschienenen weiteren Bänden der Reihe zuwenden.

Holger Warnk, Frankfurt/M.

Reinhard Sieder / Ernst Langthaler (Hg.): Globalgeschichte 1800–2010, Köln 2010, Böhlau, 588 S., € 29,90, ISBN 978–3–205–78585–9

„Globalgeschichte [...]“, so Reinhard Sieder und Ernst Langthaler in der Einleitung des von ihnen herausgegebenen Sammelbandes, „geht offenkundig über Nationalgeschichten hinaus, auch über die Kompilation von diversen Nationalgeschichten. Sie rekonstruiert vor allem die verschiedenen Transfers und Vernetzungen über politische und geographische Grenzen hinweg, ohne notwendig und in jedem Fall ‚die ganze Welt‘ zu erfassen“ (10). Dieser Definition werden wohl die meisten Historiker zustimmen können. Globalgeschichte muß mehr sein als die Addition von Einzelgeschichten. Es geht um die Verbindungen und Wechselwirkungen über große Entfernungen hinweg. Die Umsetzung einer solchen Konzeption hält allerdings erhebliche Schwierigkeiten bereit, und so ist der Anspruch, eine Globalgeschichte von 1800 bis 2000 in einem Band zu bieten, durchaus ambitioniert zu nennen.

Um ihr Ziel umzusetzen, haben die Herausgeber 18 Beiträge von je etwa 30 Seiten Länge versammelt, die jeweils ein Thema global über die letzten zweihundert Jahre vermessen. Die Themen reichen von Demographie, Migration und Landwirtschaft über Konjunkturverläufe, internationale Arbeitsteilung und Arbeitsverhältnissen zu Familie, Geschlechterverhältnissen und Konsum, Jugend und Bildung, Verkehr, Transport oder Religionen. Die Auswahl zeigt einen deutlich sozialhistorischen Schwerpunkt, politische Themen, aber auch im engeren Sinne kulturhistorische, sind dagegen weniger präsent. Innerhalb der einzelnen Kapitel sind Herangehensweise und Ertrag naturgemäß unterschiedlich. Manche Autoren versuchen, tatsächlich alle Regionen und Kontinente in ihre Darstellung einzubeziehen, andere arbeiten mit Referenzregionen oder Fallbeispielen. Manche Beiträge begnügen sich eher mit einem globalen Vergleich, andere sind deutlich stärker um die Darstellung von Transferprozessen bemüht. Während alle Artikel tatsächlich die Vorgabe erfül-

len, die letzten zwei Jahrhunderte aufzubereiten, gehen einige sogar darüber hinaus und nehmen Entwicklungen der gesamten Neuzeit in den Blick.

Was läßt sich über solche allgemeine Charakterisierungen hinaus über die hier präsentierte Globalgeschichte sagen? Grundsätzlich stellt keiner der Beiträge die Globalisierung als eine der leitenden Dimensionen für die historische Betrachtung der letzten beiden Jahrhunderte in Frage. Die genauen Anfangspunkte sind nicht immer identisch, aber daß spätestens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Internationalisierung neuer Qualität einsetzte, die mit der heutigen zu tun hat, wird von allen Beiträgen angenommen. Die daraus resultierende weltweite Interaktionsverdichtung ist allerdings nicht mit Vereinheitlichung gleichzusetzen. Im Gegenteil, häufig betonen die 15 Autoren und vier Autorinnen die aktive und damit jeweils verändernde Verarbeitung globaler Einflüsse. Fast alle Beiträge verzichten dabei auf ein Zentrum-Peripherie Modell. Die jeweiligen Aneignungen gilt es eigenständig zu erfassen. Eurozentrismus wird auf diese Weise, so weit es geht, vermieden – auf die Gefahr des methodischen Eurozentrismus wird dabei vor allem in der Einleitung verwiesen. Wie genau die Vermittlungsprozesse verlaufen, dafür bietet der Band allerdings keinen Königsweg. Meist wird auf gegenseitige Beeinflussung und Hybridisierung verwiesen. Ob materielle Bedingungen, Netzwerke oder Ideentransfers entscheidend sind oder wie sich diese zueinander verhalten, bleibt eher unklar. Eine übergreifende Konzeptionalisierung der Interaktionsverläufe in der Neuesten Geschichte scheint aus der Perspektive dieses Bandes nicht in Sicht. Grenzen des Transfers, Löcher oder regelrechter Widerstand werden im übrigen überraschend wenig thematisiert. Damit verstärkt sich der Eindruck, daß Globalisierung hier vor allem als kaum hinterfragte Grundbedingung fungiert. Überhaupt zeigt sich so eher ein Übergewicht an deskriptiven Befunden, ohne die vorhandene Interaktion wirklich zu erklären und zu analysieren. Zumindest zum Teil ist dies sicher auch der Vorgabe geschuldet, auf 30 Seiten komplexe Phänomene über 200 Jahre darzustellen. Im Ergebnis liegen mit dem Band vor allem informative Überblicksdarstellungen vor, die in vielen Fällen handbuchartig mögliche Zusammenhänge darstellen und so einen ersten Einstieg in die jeweiligen Themen bieten.

Zum Schluß seien dennoch einige auffällige Einzelbefunde genannt: Der Beitrag von Gerald Faschingeder über Religionen etwa macht die Kritik an der Säkularisierungsthese stark. Gerade Kirchen vermochten ihr Anliegen im 19. und 20. Jahrhundert vergleichsweise intensiv und tendenziell stärker als zuvor in die Öffentlichkeit zu tragen, und dies weltweit. Erweckungsbewegungen und religiöse Renaissancen scheinen aus dieser Perspektive geradezu ein Charakteristikum der Neuesten Geschichte zu sein. Regional beispielgebend ausgewogen ist das Kapitel von Albert Kräler über die Migrationsgeschichte, das den Blick nicht nur auf alle Kontinente richtet, sondern auch auf die höchst unterschiedliche Migrationsgeschichte zwischen diesen hinweist. Ein Musterbeispiel für die Balance zwischen globalen und regionalen bzw. nationalen Entwicklungen bietet das Kapitel über „Haus und Familie“. Familienstrukturen, so Reinhard Sieder, glichen sich grundsätzlich durchaus an. Der Ausgangspunkt war aber extrem unterschiedlich, und das schon innerhalb Europas. Das wiederum begründet deutlich unterschiedliche Ge-

schwindigkeiten der Entwicklungen, und am Ende bleiben bis heute deutliche Abweichungen bestehen. Unter solchen komplizierten Bedingungen wird die Globalisierung dann zu einer Dimension unter vielen.

Friedrich Kießling, Erlangen

Stefan Schröder: Zwischen Christentum und Islam. Kulturelle Grenzen in den spätmittelalterlichen Pilgerberichten des Felix Fabri (*Orbis medievalis. Vorstellungswelten des Mittelalters*, Bd. 11), Berlin 2009, Akademie, 459 S., € 69,80, ISBN 978–3–05–004534–4

Reisen im Mittelalter wurden von verschiedenen Motiven beeinflusst, und zu den wichtigsten gehörte die Wallfahrt. Es gab drei Hauptziele der mittelalterlichen Pilgerfahrten: Rom, Santiago de Compostella und natürlich Jerusalem – Hunderte von Gläubigen pilgerten in der Vergangenheit in diese Stadt. Für Historiker sind unter ihnen die am meisten interessant, die noch überdies ihre Erlebnisse schriftlich erfaßten. Einer der beachtenswerten schreibenden Pilger war der Ulmer Dominikaner Felix Fabri, der sich in den Jahren 1480 und 1483 zweimal nach Jerusalem begab. Fabri hat vier unterschiedlich konzipierte Texte verfaßt. Diese stellen drei verschiedene Bearbeitungen der gleichen Thematik aus der Hand desselben Verf. dar und ermöglichen dadurch einen gegenseitigen Vergleich. Sein Hauptwerk, das lateinische *Evagatorium*, das für seine Klosterbrüder bestimmt war, ist eine ausführliche Erzählung über seine beiden Reisen mit vielen gelehrten Exkursen. Daneben verfaßte Fabri noch „Sionpilger“ für Frauenklöster und die „Eigentliche beschreibung“ für die Laien, beide in deutscher Sprache. Die vierte Schrift ist das „gereimte Pilgerbüchlein“, in dem er seine erste Wallfahrt schildert.

Schröders Publikation beinhaltet neben Einleitung und Schlußbemerkungen vier Hauptthemenblöcke. Im ersten Teil „Spätmittelalterliche Jerusalem-pilger und ihre Berichte“ macht Schröder seine Leser nicht nur mit dem Lebenslauf Fabris und seinen Berichten bekannt, sondern auch mit mehreren anderen zeitgenössischen Pilgern und Autoren, deren Berichte Fabri als Quellen gedient haben konnten. Diese sehr sorgfältig geschriebene Passage bietet eine fundierte Einleitung in die eigentliche Problematik – Schröders Hauptaufgabe war es, die Fremd- und Selbstbilder in Fabris Werken aus kulturhistorischer Perspektive zu bewerten und sie durch den Vergleich mit anderen Pilgerberichten des 13. bis 15. Jahrhunderts in einen breiten historischen Kontext einzuordnen. Dadurch konnte er bewerten, wie Fabri Reisebeschreibungen für seine eigene Darstellung nutzte und dabei modifizierte.

Was fremd und was eigen ist, untersucht er an Beispielen von Pilgerschilderungen der „fremden“ Städte (Themenblock III), „fremden“ Menschen (Themenblock IV) und „fremden“ Räumen (Themenblock V). Als Vorbilder der „fremden“ Städte wurden für die vorliegende Arbeit Venedig, Jerusalem und Kairo ausgewählt – Venedig, der Ausgangspunkt der Seereise nach Palästina, die heilige Stadt Jerusalem und das mamelukische Kairo, das die überwiegende Mehrheit der Pilger während

der Rückfahrt besuchte. „Fremde“ Menschen sind christliche Venezianer und Italiener im allgemeinen, moslemische Mamluken, Sarazenen und Juden. Als fremde Räume werden das Mittelmeer, die Wüste Sinai, das Heilige Land und Ägypten einander gegenübergestellt.

Aufgrund seiner umfassenden Untersuchung kommt Schröder zu folgenden Ergebnissen: es gibt sowohl in den Texten Fabris als auch in weiteren vergleichbaren Pilgerberichten keine einheitliche Grenzlinie, die das Eigene vom Fremden trennen würde, und man kann nicht von einer Dichotomie zwischen einer ausschließlich positiv besetzten Eigenwelt und einer entsprechend negativ bewerteten Fremdwelt sprechen. Vielmehr war die Grenze zwischen dem Vertrauten und dem Fremden fließend, denn während der situativen Wahrnehmungen und auch des Prozesses ihrer Verschriftlichung mußten Fabri und auch die übrigen schreibenden Pilger immer wieder neu bestimmen, was als fremd und was als eigen zu bezeichnen war und welche Kriterien dafür anzuwenden waren.

Schröder bestätigt, daß die mediävistische und soziologische Theorie der engen Verknüpfung von Fremdheit und Raum auch für die spätmittelalterlichen Pilgerberichte gilt. Beispielsweise erklärte Fabri die großen klimatischen und topographischen Unterschiede des Heiligen Landes oder Ägyptens durch den Vergleich mit den Gegebenheiten seiner Heimat. Einen radikal fremden Raum mit völlig anderen Gesetzmäßigkeiten stellte für ihn die lebensfeindliche Wüste dar, hinter der – nach den damaligen Vorstellungen – das irdische Paradies liegen sollte.

In Fabris Auffassung erscheint das radikal Fremde gefährlich und unheilvoll. Das betrifft nicht nur den Raum außerhalb des christlichen Europas: Schon die venezianische Lagune hielt er für einen strukturell fremden Raum, der auf einen aus Süddeutschland kommenden Pilger beklemmend gewirkt habe. Demgegenüber wirkte für ihn Jerusalem mit seinen zahlreichen heiligen Stätten, die die Heilsgeschichte belegten, grundsätzlich vertraut. Nur die dort herrschenden Muslime waren ein fremdes Element. Fabri sieht sie jedoch als ein von Gott gesandtes Werkzeug zur Bestrafung der Christen für ihre Sünden. Auch das übrige Heilige Land war für ihn kein fremdes Gebiet. Es sei ureigenes christliches Territorium, das von Fremden beherrscht werde. Kairo war jedoch etwas anderes – in dieser Stadt war das christliche Element nicht mehr spürbar, und Fabri charakterisierte sie deshalb durch zahlreiche Attribute als fremd. Die Veröffentlichung stellt eine der möglichen Antworten auf die aktuelle Frage dar, wie die Menschen im Mittelalter nicht nur lebten, sondern auch dachten und ihre Umwelt auffaßten. Schröder bietet in seinem Werk gelungene, interessante und lesbare Antworten.

Dana Picková, Prag

Susanna Burghartz, Rebekka Habermas (Hg.): Thema: Grenzverschiebungen. Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag. Jahrgang 19, Heft 1, Köln / Weimar / Wien 2011, Böhlau, 168 S., € 24,90, ISBN 978–3–412–20731–1

Das Editorial (1-3) initiiert einen Diskurs über Grenzverschiebungen, ein Konzept, das im Anschluß an den spatial turn Theoreme wie „Mimikry“, „Travelling Concepts“ oder „Heterotopien“ ergänzt. Die Beiträge sind auf transkulturelle Begegnungen zwischen Europäern und der lokalen Bevölkerung zwischen 1600 und den 1970er Jahren fokussiert. So unterschiedlich die Untersuchungen auch sind, sie alle thematisieren Grenzziehungen, Selbstpositionierungen sowie integrative Theorien gradueller Zivilisationsunterschiede, wie die Herausgeberinnen konstatieren.

Susanna Burghartz demonstriert in *Vermessung der Differenz*. Die Magellanstraße als europäischer Projektionsraum um 1600 (4-30), daß die Magellanstraße in der Wissenstopographie als Projektionsfläche für die spanische, englische und niederländische Identitätskonstruktionen diene. In einem ersten Teil wird die Widerspiegelung des jeweils Eigenen im Anderen in Reiseberichten und Karten um die Jahrhundertwende herausgearbeitet. Der Überlebenskampf bei der Überfahrt, die nationale Superiorität des jeweils Schreibenden/Zeichnenden, die Kritik an der europäischen Konkurrenz sowie die Konstruktion von Alterität der indigenen Bevölkerung werden analysiert. Die Konkurrenzsituation führte dazu, daß die Magellanstraße „auf einer imaginären, mentalen Wissenskarte der Welt“ (11) durch die Aufsichtung und Verdichtung von heterogenen Wissensbeständen ihren Platz fand. Daneben wurden auch die Bewohner der Terra del Fuego zu einem Erinnerungsort europäischer Identitätsdiskurse, d.h. zu einem „zentralen Ort auf der Karte der Topographie zur Vermessung von Differenz und Welt“ (30). An diese jahrhundertelange Perzeptionstradition schließen Charles Darwins Reisetagebucheinträge von 1832–1834 an. In diesem hervorragenden Beitrag geht es folglich um interne Grenz- d.h. Bedeutungsverschiebungen. So wurde die Fremd- zur Selbstbeschreibung, während Reiseberichte und Karten zur Identitätsfindung umfunktionalisiert wurden.

Alexandra Przyrembel untersucht in *„Wissen auf Wanderschaft“*. Britische Missionare, ethnologisches Wissen und die Thematisierung religiöser Selbstgefühle um 1830 (31-53) die Grenzverschiebungen der Relevanz von rapportierten Informationen für ein an der Mission bzw. der Ethnologie interessiertes Publikum. Missionare der London Missionary Society stehen als Sammler von Informationen über die fremde außereuropäische Welt, deren Repräsentation in Missionszeitschriften, die Professionalisierung des ethnologischen Wissens und die Institutionalisierung der Ethnologie im Zentrum. Przyrembel sieht Missionsgesellschaften als den zentralen globalen Akteur in der Transformation der Wissensgesellschaft des 19. Jahrhunderts. Anhand des 1834–1835 auf Tahuata, in der Inselgruppe der Marquesas, geführten Tagebuchs des Laienmissionars David Darling (1790–1867) wird in einer leider etwas zu kurz geratenen Fallstudie der missionarisch-moralische Duktus in systematischen Beschreibungen indigener kultureller Prakti-

ken hervorgehoben. Darling konstruiert Nähe und Intimität, die mit der Unmittelbarkeit späterer Ethnologen korrespondierte. Durch Gesprächswidrigkeit und ethnologische Beobachtungen wird ein „neuer ethnologischer Blick“ entwickelt. Der Beitrag zeigt, daß Laien nicht unerheblich an der Wissensproduktion und der Herausbildung ethnologischer Verfahren beteiligt waren und daß der Informationsgehalt der untersuchten Quellen eine Grenzverschiebung von missionarisch zu ethnologisch relevantem Wissen erfuhr.

Richard Hölzl wirft in seinem Aufsatz *Der Körper des Heiden als moderne Heterotopie. Katholische Missionsmedizin in der Zwischenkriegszeit (1914–1918)* ein Licht auf sechzig publizierte Briefe und Berichte von Missionsärzten/-innen des 1914 in Würzburg gegründeten Katholischen Instituts für Missionsärztliche Fürsorge, die während der Übergangsphase von Konversions-/Zivilisierungsmission zur Entwicklungshilfe 1914–1918 entstanden. Grenzverschiebungen arbeitet Hölzl durch das Aufzeigen vielfältiger Brüche und Irritationen in der Grenzziehung zwischen dem konstruierten indigenen Patientenkörper und der Selbstwahrnehmung der Missionsärzte als emanzipierte, selbständige, wissenschaftlich gebildete Entwicklungshelfer heraus. Selbst- und Fremdwahrnehmungen stimmten auf dem lokalen Gesundheitsmarkt nicht überein, was dazu beitrug, daß das Beziehungsgeflecht zwischen Arzt und Patienten nicht von eurozentrischer Perspektive dominiert war. Vielmehr konnten die Patienten sich jenseits von kolonialer Herrschaft und Subalterität medizinische Hilfe holen. Obwohl der indigene Patientenkörper als moderne Heterotopie zur Bewältigung und Aufnahme lokalen Wissens sowie der Selbstwahrnehmung und -beschreibung in Berichten diente, wurden die Grenzen der Dichotomie Normalort-Gegenort hin zu einem dritten Raum verschoben. Die Agency der Patienten führte zur Akquirierung des Heilsangebots der Missionsmedizin, integriert im lokalen Gesundheitsmarkt, aus dem situationsbedingt ausgewählt werden konnte. Hölzls Konzepte und die Herausarbeitung der Grenzverschiebung des Handlungsraumes der lokalen Bevölkerung weg von eurozentrisch-kolonialer Unterdrückung sind überzeugend.

Regula Ludi geht in *Haile Selassie auf Jamaika. Rastafari, Äthiopianismus und die Sklaverei in Abessinien (1864–1936)* der Frage nach, was dazu führte, daß die Nachfahren westafrikanischer Sklaven in der Karibik im äthiopischen Kaiser Haile Selassie ihren Erlöser sahen. Sie untersucht Transferbewegungen und Aneignungsformen der Rastafari-Bewegung der 1930er Jahre und arbeitet deren Kosmologie – mit Fokus auf den Personenkult und die Rezeption äthiopischen Kulturguts – aus ihrem historischen Kontext heraus. Das imaginäre Äthiopienbild der Rastafari wird in diesem Beitrag eindrücklich mit historischen Fakten aus der Zwischenkriegszeit – konkret der Sklaverei-Problematik in Abessinien – konfrontiert und kontrastiert. Haile Selassie wurde trotz der weltweiten Verachtung seiner Sklavenhaltung zu einem quasi-Heiligen, da seine Figur die Konstruktion einer konsistenten Geschichte des transatlantischen Sklavenhandels ermöglichte. Im letzten Teil wird eindrücklich demonstriert, daß ein Kulturtransfer eine bricolage und eine Herauslösung von Elementen aus dem bestehenden Bedeutungsgeflecht zugunsten einer Adaption an ein neues Sinnsystem (110) mit sich bringt. Inkonsistenzen sind folglich ty-

pisch und konstitutiv für Kulturtransfers. Detailreich und in einem fesselnden Narrativ präsentiert Ludi Rezeptions- und Bedeutungsverschiebungen am Beispiel Selessie.

Michaela Flenske untersucht in *Kulturwissenschaftliches Wissen Goes Public. Einblicke in den Aktionsraum von Wissenschaft und Öffentlichkeit am Beispiel volkskundlicher Enzyklopädien* (112-122) anhand von volkskundlichen Enzyklopädie-Projekten, wie das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit, d.h. wie Wissen in Transferprozessen transformiert und neuinterpretiert wurde. Diese Publikationen bildeten den Kanon des volkskundlichen Wissens über Sagen, Märchen und Volksglauben. Akademiker und Akteure einer breiten Öffentlichkeit interagierten in der produktiven Wissenstradierung. In diesem Sinne geht es in diesem Beitrag außerhalb des Themenschwerpunkts um eine Nutzungsverschiebung oder Rekontextualisierung. Wissenschaftlich intendierte, für ein akademisches Publikum, d.h. die scientific community der Kulturanthropologen, verfaßte Enzyklopädien wurden über die imaginierten Grenzen der Leserschaft hinweg von einem breiten Publikum konsumiert. Die Kulturanthropologin hält dazu an, künftig detaillierte Wissenstransferstudien als Basis für reflexive Wissenstransferpraktiken im kulturwissenschaftlichen Forschungsfeld zu nutzen.

Gesine Krügers *Debatte Schrift und Bild. Missionsfotografie im südlichen Afrika* (123-143) schließt an *Schrift – Macht – Alltag. Lesen und Schreiben im kolonialen Südafrika* (2009) an. Der Aufsatz stellt die Grenzverschiebung in der Interpretation von kolonialen Missionsfotografien im südlichen Afrika zur Diskussion. Krüger benutzt Bildquellen nicht illustrativ, sondern analysiert diese minutiös und fordert, daß diese nicht als Dokumentationen der kolonialen Unterdrückung, sondern als vielfältige Aneignungsformen der Abgebildeten und deren Kulturen gesehen und untersucht werden. Es wird eindrücklich gezeigt, wie die Interpretation der Ikonographie kolonialer Missionsphotographie vom intentionalen Bildprogramm der Mission, von Zufällen des Ortes und der Zeit sowie technischen Gegebenheiten abhängt. Krüger sieht Fotografien als „Residuen diskursiver Praktiken“ und bezieht sie auf das Feld der gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sie entstanden (123). Es wird anhand von neun Abbildungen gezeigt, wie literacy abgebildet wird, wie Bild und Bildbeschriftungen interagieren und wie Bilder schriftliche Vermittlung kritisieren. Die Untersuchung von zwei Stichen demonstriert die missionarische Zivilisierungsintention hinter der Alphabetisierung. Fotografien 3-5 sind „Vorher- und Nachher-Bilder“, welche die „Zivilisierung“ der „Nackten“ hin zu angezogenen, lesenden Afrikanern demonstrieren und einander gegenübergestellt werden. Anhand der Photographien 6 und 7 arbeitet Krüger die Verinnerlichung der Schrift und die Institutionalisierung der Schule heraus. Die Untersuchungen der letzten beiden Fotografien zeigt, wie ein individuelles Porträt durch die Archivierung zur Illustration einer ethnischen Kategorie werden oder wie die unterschiedliche Beschriftung derselben Fotografie zu divergierenden Interpretationen führen kann. Koloniale Bilder werden aus dem „rassen‘theoretischen und ethnographischen Kontext“ herausgelöst, um die vielfältigen Aneignungsformen der Por-

trätierten (143) zu untersuchen. Für den deutschsprachigen Raum geben diese Ausführungen zur visual history neue Impulse.

Der Forum-Beitrag *Dezentrierende Geschichtsschreibung. Lokale Geschichten und kulturelle Übergänge in einer globalen Welt* (144-156) von Natalie Zemon Davis illustriert, daß Grenzverschiebungen auch in der Geschichtswissenschaft auftreten. Hatte man sich bis zu den 1950er Jahren insbesondere auf „weiße große Männer“ in der Geschichte fokussiert, so haben Davis und ihre Kollegen sich den ausgebeuteten, unterdrückten, subalternen Klassen gewidmet. In den 1960er Jahren verschob sich der Fokus hin zu einer Geschichte von Beziehungen zwischen Frauen und Männern, innerhalb der Geschlechter und Klassen. Postkoloniale Historiker/-innen verschoben die Grenzen erneut. Einen neuen Anstoß erhofft sich Davis nun durch die neue Welt- oder Globalgeschichte. Sie schlägt vor, in einer dezentrierenden Geschichtsschreibung „lokale Geschichten“ zu erzählen und illustriert dies anhand zweier eindrücklicher Beispiele aus ihren Forschungsarbeiten. Sie erhofft sich, daß Wissenschaftler durch internationale und interdisziplinäre Kollaborationen Grenzen verschieben und sich Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft, die noch sehr auf westliche Entwicklungen fokussiert sind, globalisieren. Historische Studien sollen künftig das Dezentrieren als historische Methode anwenden. Die sehr bereichernde Ausgabe der Zeitschrift *Historische Anthropologie* endet mit vier Lektüren ausgewählter Neuerscheinungen.

Grenzverschiebungen hätten in manchen Aufsätzen expliziter thematisiert werden können, denn so überzeugt das gewählte Thema nicht vollkommen. Nach der Lektüre aller Beiträge entsteht vielmehr der Eindruck, daß es sich in den Studien eher um Bedeutungs-, Konnotationsverschiebungen sowie semantische Veränderungen handelt. Zudem ist das gewählte Konzept generell weniger gewinnbringend als bei der Lektüre des Editorials erhofft. Desweiteren hätten nationale und disziplinäre Grenzen durch Beiträge von Forschenden verschiedener Universitäten und Fachrichtungen, wie Davis dies in ihrem Beitrag fordert, verschoben werden können. Einzelne informative Beiträge überzeugen jedoch sehr, weshalb das Heft allen, die sich für Bedeutungsverschiebungen innerhalb der Wissens-, Kolonial- und Globalgeschichte interessieren, wärmstens empfohlen werden kann.

Tanja Hammel, Basel

Claudius Müller (Hg.): *Weiter als der Horizont. Kunst der Welt*, München 2008, Hirmer, 285 S., 150 farb. u. 80 s/w Abb., € 19,90, ISBN 978-3-7774-3895-5

Wulf Köpke, Bernd Schmelz (Hg.): *Schätze der Anden. Die Inka-Galerie und die Schatzkammern im Museum für Völkerkunde Hamburg* (Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde Hamburg NF, Bd. 37), Hamburg 2006, 573 S. (397 S. u. weitere 178 S. „Neues aus dem Museum“ in demselben Band), zahlr. Abb., € 15,90, ISBN 978-3-9809-2227-2

Das erste Werk ist der wissenschaftliche Begleitband und Katalog zu einer neuen und neuartigen Dauerausstellung des Staatlichen Museums für Völkerkunde, München, die sich dem Verhältnis der Ethnologie zur Kunst anhand von Beispielen aus der Münchner Sammlung gewidmet hat. In seinem einleitenden Beitrag „Völkerkunde und Kunst in München. Variationen über ein Thema“ hat sich der ehemalige Direktor C.C. Müller dem Verhältnis von Völkerkunde und Kunst über die Jahrhunderte gewidmet. Eine besondere Rolle spielt König Ludwig I., der auf Grund seiner die europäische Kunst aller Epochen betreffenden Sammelleidenschaft auch Kriterien der Wertschätzung für außereuropäische Kunst entwickelt hatte. Unweigerlich mußte dieser Beitrag auch die Entstehung des eigenständigen Völkerkunde Museums in München berühren und auf das Verhältnis der letzten Direktoren zur Kunst eingehen. In einem zweiten einleitenden Beitrag „Kunstgeschichte und Ethnologie um 1900. Ein Streiflicht“ stellt Elke Bujok die Ausgangsbasis der deutschen Völkerkunde Museen um 1900 dar. Das solide Gerüst dieses Überblicks sind die wegweisenden Publikationen zwischen 1894 und 1920.

Die folgenden Beiträge sind geographisch geordnet und umfassen alle bewohnten Erdteile außer Australien. Jedem Erdteil ist zur Orientierung eine dezente, aber unterschiedlich kolorierte Karte vorangestellt, mit gut erkennbaren orographischen Merkmalen und politischen Grenzen, auf der die Herkunftsorte der besprochenen Objekte eingezeichnet sind. Es beginnt mit Afrika, dem Stefan Eisenhofer den Beitrag „Die ‘tyrannische Macht der Tradition’? Afrikanische Bildhauer und westliche Blicke“ widmet. Wie bei den folgenden Beiträgen auch, läßt der Titel bereits eine gewisse thematische Eingrenzung erkennen. Eisenhofer geht in seinem einführenden Text speziell auf die Frage der Geschichtlichkeit afrikanischer Kunst und Kultur ein, die er als Problem der Ethnographiegeschichte einstuft, weil sie in ihren Anfängen Ende des 19. Jahrhunderts das „Hauptaugenmerk auf der Bedeutung des Allgemeinen und auf kulturellen Normen anstatt auf Spezifischem und individuellen Unterschieden“ gelegt hatte. Eine zweite entscheidende Frage, die dieser Beitrag erörtert, ist das „Wechselspiel von individueller Kreativität und kollektiver Tradition“. Diese Frage wurde noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein vernachlässigt. Es folgen gut dokumentierte Beispiele, die bis zu lebenden Künstlern reichen. Wie bei allen folgenden Beiträgen sind die Beispiele durch hervorragende Photographien repräsentiert. Für Lateinamerika steht der Beitrag „Keramik und Musterkunst der Shipibo aus dem amazonischen Tiefland Ostperus“, in dem Elke Bujok Werke aus der Zeit von 100 v. Chr. bis zur Gegenwart vorstellt. In ihrem er-

klärenden Text geht sie speziell auf die Muster, die Technik des Töpfern und auf zwei lebende Künstlerinnen ein. Außer Keramikgefäßen, geflochtenen Schalen, Ganzkörpermasken aus Bast ist vor allem der grellfarbige Federschmuck, der die Jahre seit 1820 erstaunlich gut überstanden hat, bemerkenswert.

Nach Ozeanien führt uns sodann Michaela Appel mit ihrem Beitrag „Kunst und Kreativität in Neuguinea und Borneo“ mit Beispielen aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Sie unterscheidet dabei verschiedene „Gesellschaften“: die Kwoma, Asmat, Kitawa und Iban, stellt aber auch die Ähnlichkeit von Vorstellungen über Kreativität zwischen relativ weit entfernt angesiedelten Künstlern fest. In ihren Erläuterungen geht sie auch auf Sitten und Gebräuche ein, die im Zusammenhang mit den ausgewählten Gegenständen stehen: die Bedeutung der Kopfjagd im Reifungsprozeß von Mann und Frau, Musik und Rhythmus beim frühmorgendlichen Reisstampfen. Gezeigt werden Reliefs, Skulpturen und Zeremonialtücher mit eingewebten Mustern. Vom Äquator geht es als nächstes nach Nordamerika, wo Jean-Loup Rousselot „Die Kunst aus der Arktis“ ausgewählt hat, teils von Inuit aus dem nördlichen Kanada, teils von Indianern der Westküste Kanadas, ergänzt um zwei Keramiken von Pueblo-Indianern. Zeitlich beginnen die Gegenstände mit einer Pujuk Schnitzerei (9. Jahrhundert) aus Walroß-Elfenbein, und sie reichen auch hier wieder bis zu Gegenwartskünstlern. Kleine Taschen aus Robbenleder mit ornamentalen Stickereien stammen aus der Sammlung Krusenstern (um 1800), ein bemalter Holzhut wurde von einem anderen großen Entdeckungsreisenden eingesammelt, von James Cook (18. Jahrhundert). Auffallend sind die polychrom bemalten Vogelmasken, deren bewegliche untere Schnabelpartie zum Klappern gebracht werden konnte.

Die letzten drei Beiträge führen nach Asien. Wolfgang Stein behandelt „Konstanz und Wandel. Die skulpturale Darstellung des Buddha in Südostasien“ mit Objekten aus Afghanistan, Nordindien, Myanmar, Thailand und Kambodscha, die er als indische „Kunst“ zusammenfaßt. Er beschließt seine Einleitung durch eine Auflistung der „32 großen Merkmale eines Bodhisattva, Buddha oder Weltenherrschers“, die auf den folgenden Abbildungen nur teilweise wieder zu erkennen sind. Nach einer Einführung in den Komplex der Bildgeschichten, die sich um Buddhas Leben ranken, folgen Tongefäße aus dem 3. Jahrtausend v. Chr., zwei schlichte Tierplastiken aus dem 1. Jahrtausend v. Chr. und einige figürliche Darstellungen Buddhas sowie indischer Gottheiten, die für ihre Schönheit berühmt sind. In den Objekttexten weist Stein häufig auf Zusammenhänge der indischen Zivilisation hin. Mit seiner Untersuchung „Buddhistische Kunst in China und Tibet“ zeigt uns Bruno J. Richtsfeld, wie sehr auch in Ostasien Buddha die Kunst geprägt hat. Die gezeigten Kostbarkeiten entstanden zwischen dem 6. und dem 19. Jahrhundert. Ein 2. Abschnitt behandelt die Entwicklung der Shang- und Zhou-Bronzen, die zeitlich der Buddhakunst vorangehen, d.h. im 12.–11. Jahrhundert v. Chr. beginnen und bis in die Han-Dynastie (207 v. Chr. – 8 n. Chr.) reichen. Hierbei gibt es nur ornamentale Verzierungen.

Im Orient endet der Rundgang durch die Münchner Weltgeschichte der Kunst mit Jürgen Wasim Frembgens „Kunstwelten der Muslime“, der die Zwischentitel

Prolog, Magie des Schönen, Repräsentationskunst, Volkskunst und populäre Kunst, Unbeachtete Kunst im Alltag und Epilog hat. Als Motto sieht Verf. einen dem Propheten Muhammad zugeschriebenen Spruch an: „Gott ist schön, und er liebt die Schönheit“. Ästhetische Erfahrungen spielen daher in seinen Augen in allen kulturellen Ausdrucksformen der Muslime eine besonders große Rolle. Zu den universellen Meisterwerken werden neben Seidengeweben die Teppiche gezählt. Das älteste hier vorgeführte Kunstwerk ist ein ägyptisches Aquamanile in Hirschgestalt aus Bronze, um 1000 n. Chr., ein großes, silbertauschertes, persisches Serviertablett aus Messing mit geflügelten Sphingen, Greifen, Reitern und Kampfscenen läßt sich der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts zuordnen, also der Herrscherzeit Kaiser Friedrichs II. entsprechend. Aus der Türkei stammen ein Teppich (17. Jahrhundert) mit Mustern, wie Lorenzo Lotto (um 1480–1556/7) sie dargestellt hat (daher „Lotto-Teppiche“), ein mit bunten Blumen verziertes, weißgrundiges Gefäß (um 1580) und ein ebenfalls weißgrundiger Teller mit Pflanzendekor (17. Jahrhundert). Aus dem Mogulreich Indiens kommt eine farbenprächtige Guache (16. Jahrhundert) mit Szenen aus einem Aufbruch zur Jagd, wozu auch ein geschmückter und gefesselter Tiger in einem säftenartigen Gestell mitgeführt wird, sowie gezäumte kleine Hirsche. Die abgebildeten Werke reichen bis ins 21. Jahrhundert.

Der informative, nie langweilige Band aus dem Münchner Völkerkunde Museum führt auf einfühlsame Weise in die Schönheit anderer Kulturen ein. Sowohl die Absicht, den Reichtum der außereuropäischen Kulturen zu zeigen, als auch das Bestreben, die Geschichten der Objekte zu erzählen, müssen als vollständig gelungen gelten. Dazu trägt auch die ästhetische Gestaltung durch den Hirmer Verlag bei. Was sich allerdings der Layouter dabei gedacht hat, immer wieder über zig Seiten hinweg auf die Seitenzahlen zu verzichten, wird nicht erklärt.

Auch bei dem zweiten hier besprochenen Band war die Neugestaltung im Museum Anlaß, die „Schätze der Anden“ in einem Band zu dokumentieren, es wurde jedoch, anders als in München, kein sachliches Auswahlkriterium zu Hilfe genommen. Die Neugestaltung kommt den Schätzen Altamerikas zugute. Der Band besteht aus zwei Teilen: der erste, „Altandine Kulturen im Museum für Völkerkunde Hamburg: Sammlungen und Forschungen“, beginnt, nach einer Einführung durch den Direktor des Museums, Wulf Köpke, mit einer Darlegung von Christine Chavez, Hamburg, „Von der ‚Beamtenrennbahn‘ zur Inka-Galerie – ein Ausstellungskonzept entsteht“. Mit diesen Ausführungen kann der interessierte Außenseiter nachvollziehen, in welchen Arbeitsgängen und nach welchen Gesichtspunkten die neue Ausstellung zusammengestellt wurde. Dieselbe Mitarbeiterin des Museum gibt sodann einen Überblick „Andine Schätze im Museum für Völkerkunde Hamburg“, der wahrhaftig Glanzlichter, auch in ästhetischer Hinsicht, zeigt. Sie entstammen allen Hochkulturen Altamerikas und reichen zeitlich zurück bis zur Entstehung der „komplexen Hochkultur“ im 3. Jahrtausend v. Chr. Der Überblick enthält auch eine erste Charakterisierung der einzelnen Kulturen.

Heiko Prümers, Bonn, verfaßte den Beitrag „Dieser Herr trug sehr feine Kleidung ...“ Anmerkungen zu einigen Geweben aus der Sammlung des Museum für Völkerkunde Hamburg“, in dem er prächtige Gewebeproben und ihre Herstellungs-

techniken vorstellt und auf die Unmöglichkeit der Datierung und genaueren Lokalisierung eingeht, da sie in der Regel von Grabräubern zerteilt und verkauft wurden. Der Verf. beginnt seinen Beitrag mit einer Anekdote über den letzten Herrscher der Inka, Atahualpa, der 1533, bereits in Gefangenschaft, Auskunft gab über das sehr feine Gewand, das er trug: es sei aus Fledermaushaar gefertigt. Bereits die Zeitgenossen staunten, woher man soviel Fledermaushaar hat nehmen können und auch den modernen Archäologen und Ethnologen fällt es schwer, der Aussage des letzten „Gottkönigs“ zu glauben.

Die beiden folgenden Artikel befassen sich mit Hans Hinrich Brüning, einer wenig bekannten Persönlichkeit, der die Altamerikanistik viel zu verdanken hat. Christine Chavez „Auf den Spuren eines Pioniers – Hans Hinrich Brüning und die Archäologie Nordperus“ versucht, aus der sehr dürftigen Überlieferung den Lebenslauf Brünings zu rekonstruieren. 1848 in einem Dorf bei Bordsesholm geboren, erhielt er Privatunterricht, um 1865–1869 an der Technischen Hochschule Hannover Mathematik, Zeichnen, Mechanik und Maschinenbau zu studieren. 1875 fuhr er nach Peru, wo er die nächsten 50 Jahre seines Lebens verbrachte. Durch Handel und Wartung von Maschinen auf den Haciendas erwarb er offenbar mehr als seinen Lebensunterhalt. Spätestens in den 1880er Jahren begann er, präkolumbianische Ruinen zu dokumentieren und archäologisch-ethnologische Gegenstände zu sammeln. Manche von ihm dokumentierten Funde wie Wandmalereien waren wenige Jahrzehnte später zerstört. Brüning rechnete sich zu den „Handlangern“ und bemühte sich, seit 1908 mit den „Meistern der Wissenschaft“ Kontakt zu pflegen. Auf diese Weise hat er Fundstätten – so gut es ging – durch Photographieren, Vermessen, Zeichnen und Beschreiben dokumentiert. Ab 1910 versuchte er, Teile seiner Sammlung nach Deutschland zu verkaufen. Wegen seiner schlechten Gesundheit und familiärer Probleme ging er 1925 nach Hamburg, später nach Bordsesholm, wo er 1928 starb. Beim Verkauf seiner Sammlung unterstützte ihn in den letzten Jahren sein Neffe Hans Brüning. Sein Haus in Lambayeque hatte 1920 die peruanische Regierung gekauft und in ein Museum verwandelt. Seit 1966 residiert das Museo Brüning in einem Neubau, von dessen 12.000 Objekten etwa 6.000 aus Brünings Sammlung stammen. Bernd Schmelz, Hamburg, referiert über die Entwicklung der Beziehungen zu Peru „Peru, Hans H. Brüning und das Museum für Völkerkunde Hamburg. Traditionsreiche Beziehungen und aktuelle Projekte“. Der Bericht reicht bis zur Gegenwart.

In einem zweiten Teil „Altandine Kulturen im Überblick“ befassen sich die Beiträge von Jürgen Golte, Berlin, „Lebensraum und kulturelle Chronologie“ und „Grabräuber und Archäologen“ mit speziellen archäologischen Problemen. Die folgenden Beiträge sind jeweils einer Kultur gewidmet: Jürgen Golte „Moche“, Michael Tellenbach, Mannheim, „Nazca“, Klaus Koschmieder, Berlin, „Chimú“, Klaus Koschmieder/Christiane Clados, Berlin, „Sicán“, Kerstin Nowack, Bonn, „Das Inka-Reich“. Es schließen sich zwei Beiträge über Edelmetalle an: Michael Tellenbach „Gold in Altperu“ und Henning Bischof, Mannheim, „Silber – Glanz der Mondgöttin“.

Wie ein Paukenschlag wirkt der Bericht von Henning Bischof „Neue archäologische Forschungen in Peru“, der den Museumsrundgang abschließt. In den letzten 20 Jahren haben systematische Grabungen das Bild der präkolumbianischen Kulturen Perus grundlegend geändert. Auch wenn wir nach wie vor nicht wissen, warum und wie die Nasca riesige geometrische Geoglyphen hergestellt haben, so ist doch über ihre geometrisch exakten Siedlungen, ihre Musikinstrumente und viele Lebensbereiche einiges aus den Grabungen bekannt geworden. Dabei sind die Nasca (200–600 n. Chr.) keineswegs die älteste südamerikanische Kultur. Einen ersten Höhepunkt markiert die Ruinenstadt Caral (2700–2250 v. Chr.), zu deren ältesten Funden auch bereits Flötensätze gehören. Angebaut wurde neben eßbaren Pflanzen auch Baumwolle. Bischof vergleicht die Funde von Caral mit den um einige Jahrtausende älteren Anfängen der Hochkultur am östlichen Rand des Mittelmeeres, die in keinem Bezug zu Peru steht.

Die „Schätze aus den Anden“ sind nicht weniger informativ als „Weiter als der Horizont“ und ebenfalls durchgehend spannend zu lesen. Leider muß man meistens lange suchen, bis man die Datierung der großartigen Abbildungen findet, aber vorhanden sind sie. Eine bunte Karte von Südamerika und eine chronologische Tabelle erleichtern den Überblick. Man freut sich über das Autorenverzeichnis. Beide Bände gehören in jede kulturhistorische Bibliothek.

Uta Lindgren, München

Hartmut Lang: Systeme der Wirtschaftsethnologie. Eine Einführung (Ethnologische Paperbacks), Berlin 2010, Reimer, X + 193 S., Abb., 72 Diagrammen u. Tab., € 19,90, ISBN 978–3–496–02836–9

Mit „Systemen“ sind nicht wissenschaftliche Interpretationen gemeint, sondern die Wirtschaftsformen der Wildbeuter, extensiven Feldbauern, intensiven Ackerbauern und Pastoralisten selber. Diese werden präsentiert, indem ökonomische Theorie zunächst auf die Systeme allgemein angewandt und dann an ausgewählten Einzelfällen aus der Literatur, z. T. auch aus eigenen Forschungen des Verf. zu Hirtengruppen, in konkreten Varianten diskutiert wird. Lang unterscheidet Produktion, auf der sein Schwerpunkt liegt, denn es soll sich ja um Produktionssysteme handeln, Distribution und Konsumtion. Letztere entfällt völlig, weil es dazu keine Forschung gebe – schade! Er geht von der Grundannahme aus, daß alle Wirtschaftssubjekte rationale Entscheidungen zum eigenen Nutzen treffen, entschärft diese bekanntlich anfechtbare Universaltheorie aber dadurch, daß er als Nutzen neben dem materiellen Nutzen Prestige, Gerechtigkeit und Gleichheit einführt. Weiter legt er die Produktionsfunktion zugrunde, nach der Ertrag vom Einsatz der Produktionsfaktoren Arbeit, Boden und Kapital abhängt, wobei Kapitalsorten nach Bourdieu unterschieden werden. Außerdem werden die Grenznutzenlehre und die Produktivitätsermittlung eingeführt.

Bei der Anwendung auf einzelne Gruppen werden überaus spannende Fragen behandelt, etwa ob die Wildbeuter in Elend oder im Paradies lebten, der Übergang

von Stein- zu Stahlwerkzeugen (die billiger sind) bei Feldbauern, das historische Problem des Übergangs zum intensiven Bodenbau, der Umgang der Hirten mit Umweltrisiken wie Dürre. Als Anhang werden Strategien wie Unter- und Überproduktion sowie das Problem des Umgangs mit Kollektivgütern erörtert. Für die Distribution werden die Marktgesetze eingeführt und exemplarisch der Übergang von der Subsistenzwirtschaft zur Marktwirtschaft behandelt. Daneben gibt es aber nach wie vor den von Marktgesetzen abweichenden sozialen und zeremoniellen Tausch, so daß das Buch nach bloßer Erwähnung des Potlatch mit einer Erörterung neuerer Forschungen zum berühmten Kularing schließt. Zu jedem Abschnitt wird kommentiert ausgewählte Literatur angegeben; ein Register führt zu den verschiedenen Sachproblemen.

Insgesamt ein wohl gelungenes und hilfreiches Büchlein, bliebe nicht ein grundsätzlicher Mangel, das völlige Ignorieren industrieller und nachindustrieller Wirtschaftssysteme, die nach meinem Verständnis ebenfalls ethnologischer Erforschung bedürftig sind. Der Autor ist sich unterschwellig dieses Mangels durchaus bewußt, wenn er einleitend beiläufig auf die höchst aktuellen informellen Wirtschaftssysteme der sogenannten „Schattenwirtschaft“ eingeht oder darauf hinweist, daß viele der behandelten Fälle und möglicherweise ganze Systeme streng genommen nur noch historischen Charakter haben.

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Alexander Engel: *Farben der Globalisierung. Die Entstehung moderner Märkte für Farbstoffe 1500–1900*, Frankfurt / New York 2009, Campus, 386 S., zahlr. Abb., € 39,90, ISBN 978–3–593–38869–4

In seiner 2007 an der Universität Göttingen eingereichten Dissertation untersucht Alexander Engel am Beispiel weltweiter Märkte für Textilfarben Prozesse der Globalisierung, beginnend mit der europäischen Expansion im 16. Jahrhundert bis zur Durchsetzung industrieller Farbprodukte zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In drei nahezu gleichgewichteten Kapiteln, die sich Marktgegenstand, -gefüge und -gestaltung widmen, entfaltet er ein fast vollständiges Panorama der Entwicklung eines Marktes, der zwar bereits seit der Frühzeit existierte, mit der europäischen Expansion jedoch erstmals nachhaltig an Dynamik gewann. Denn neue Farbstoffe aus Übersee verdrängten europäische Produkte und koppelten europäische Färber an einen früh globalisierten Markt. Mit der Industrialisierung setzten sich industriell gewonnene Farbstoffe gegen die bis dahin verwendeten Naturprodukte durch. Für die von ihm benutzte Begrifflichkeit der ‚Globalisierung‘ kombiniert Engel, um eine kontinuierliche Geschichte erzählen zu können, wirtschaftswissenschaftliche Ansätze, wie sie z.B. von O’Rourke vertreten werden, mit den soziologischen Wallersteins, nicht ohne, gleichsam im Vorübergehen, die Diskussion über die alleinige Richtigkeit einer der beiden Ansätze ins Reich der Scheingefechte ohne größeren Erkenntnisgewinn (14) zu verweisen. So werden im Rahmen der Untersuchung beide Perspektiven äußerst fruchtbar verknüpft, um, neben einer statistisch beleg-

baren Integration von Märkten, herauszufinden, „was einen Markt institutionell und kulturell ausmacht und welche Rolle die Organisation technischen und kommerziellen Wissens spielt“ (15).

Für die Analyse eines Weltmarktes in der *longue durée* legt der Autor das neoklassische Marktmodell zugrunde, für die Anwendung auf die Vormoderne muß er es allerdings zerlegen und um einzelne Perspektiven erweitern, denn „die Geschichte eines Gütermarktes nur als eine [...] Abfolge von Angebots- und Nachfrageschwankungen anlegen zu wollen, hieße an der Oberfläche verharren“ (25). So sollen diese Schwankungen wieder in „Handlungsmuster der Akteure“ aufgelöst werden (26), denn die Entstehung eines globalen Marktes wird eben nicht als Determinismus eines freien Spiels der Kräfte verstanden, sondern als von den Akteuren in Abhängigkeit ihres Wissens und ihrer Interessen beeinflusster Prozeß.

In seinem ersten Hauptkapitel führt Engel in die Welt der Textilfarben, wobei er deren Marktentwicklung in Wissenssysteme einteilt, die von unterschiedlichen Innovationsparadigmen wie „Merkantile Integration“, „Ökonomische Botanik“, „Kunstfertiges Färben“ und „Künstliche Farben“ bestimmt werden. Das hat den Vorteil, daß die Chronologie ein Stück weit aufgelöst werden kann, existierten doch verschiedene Paradigmen gleichzeitig. Andererseits führt dies gelegentlich zu einer verkürzten Darstellung, die Entwicklungen weniger Jahrzehnte unberücksichtigt lassen muß. So wird beispielsweise die Marktgeschichte natürlichen Indigos auf eine vor allem britische Perspektive verkürzt. Dort wo der Autor mehr ins Detail geht, wie bei der Ausbreitung der Cochenille nach Indien und auf die Kanaren, zieht der Leser größeren Erkenntnisgewinn, auch wenn sich Engel darin irrt, daß andere europäische Mächte bis ins 19. Jahrhundert auf den Cochenilleimport aus Cadix oder Sevilla angewiesen waren: schon seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert wurde Cochenille über zahlreiche dunkle Kanäle geschmuggelt.

In seinem dritten Kapitel präsentiert Engel das Ergebnis eines „statistischen Puzzles“. In minutiöser Recherche hat er Statistiken zu Farbstoffen zusammengetragen, die er in Beziehung zueinander oder zusammensetzt. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf Zahlenreihen englisch-britischer und deutscher Herkunft, im ersten Fall, weil nur von England bzw. Großbritannien überhaupt verwertbare Ein- und Ausfuhrstatistiken aus der Frühen Neuzeit existieren, in letzterem, weil das Zentrum der Herstellung künstlicher Teerfarben im 19. Jahrhundert in Deutschland lag. Vergleichsweise ausgiebig begründet der Autor seine Methodenwahl, was für Statistiker sicherlich aufschlußreich ist, sich für eher konventionell orientierte Historiker jedoch relativ langatmig liest, auch weil zahlreiche nicht gewählte Methoden Erläuterung finden. So nimmt Engel seinen Leser auf jeden Gedankenschritt mit, was ab und an dazu führt, daß dieser das Ziel ein wenig aus den Augen verliert. Das Kapitel ist gespickt mit Diagrammen. Kaum eine Frage an die Statistik, die unbeantwortet bliebe, auch wenn gelegentlich die erzählerische Annäherung ein wenig darunter leidet. Denn begleitend wählt der Autor einen abstrakten Sprachstil, der das Verständnis erschwert. Sätze wie: „Es sind verschiedene quantitative Indikatoren für die Bewertung der diskursiven Relevanz denkbar, die einen Vergleich zur materiellen Relevanz ermöglichen [...]“ (186), hätte man vielleicht auch einfacher

ausdrücken können. Dennoch können aus den Langzeitstatistiken fundierte Erkenntnisse gezogen und so manche in der Literatur gängige Thesen widerlegt werden. Ergänzt wird das Material durch weitere statistische Anhänge, die online auf der Verlagsseite allgemein zugänglich sind.

Nach all den Statistiken kehrt der Autor in seinem vierten Kapitel zu einem erzählerischen Ansatz zurück und beschäftigt sich mit der Marktgestaltung. Über grundsätzliche Determinanten des Farbstoffkonsums geht er über zu Produktions- und Vermittlungssystemen in Vormoderne und industriellem Zeitalter, um mit einer Untersuchung zu Marketing und der Konstruktion von Waren abzuschließen. Damit rückt Engel die realen Hintergründe der zuvor statistisch erfaßten Angebots- und Nachfrageschwankungen in den Mittelpunkt und kehrt in einem Bogen auf die eingangs erwähnte Grundannahme zurück, daß ein Markt als soziales Konstrukt verstanden werden muß. Von wenigen kleineren Auslassungen und Ungenauigkeiten abgesehen, wie beispielsweise die fehlende wirtschaftspolitische Motivation vormoderner Luxusgesetzgebung, besticht das Kapitel durch Detailreichtum und überraschende Beziehungen wie diejenige zwischen Haltbarkeit von Farbstoffen, Hygienevorstellungen und sozialem Status oder die zwischen steigenden Getreidepreisen Ende des 16. Jahrhunderts und der Durchsetzung außereuropäischer Farbstoffe.

Auch die Antwort auf die Frage nach den Ursachen der Durchsetzung moderner Unternehmen gegen personengebundene Unternehmungen im 19. Jahrhundert macht sich der Autor nicht leicht und beantwortet sie facettenreich. Im Zentrum steht dabei die Bedeutung einer unterschiedlichen Wissenskultur, wie sie sich in der Internalisierung der Expertenkultur, der Konstruktion von „Waren“ im Industriezeitalter und der damit verbundenen Schaffung von Nachfrage durch modernes Marketing, der Philosophie des Erfindens, dem Patentrecht, der Bedeutung von Verpackung usw. niederschlug.

Mit seiner umfassend angelegten Studie zur Genese moderner Märkte für Farbstoffe, die 2009 völlig zu Recht mit dem Friedrich-Lütge-Preis für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte ausgezeichnet wurde, ist Alexander Engel ein innovatives Werk gelungen, das der Debatte der historischen Wissenschaften um die Globalisierung eine fundierte Untersuchung beisteuert. Der Autor holt diese Debatte aus abstrakten Höhen und erdet sie in konkreten Stoffen, an deren Beispiel die historisch-spezifischen Umstände der Entstehung eines Marktes anschaulich erläutert werden. So ist die Globalisierung, wie er abschließend auch für deren Kritiker tröstlich feststellt, nicht das Ergebnis eines deterministisch feststehenden Prozesses, sondern von „gewinnorientierten, aktiven und innovativen Unternehmen“ vorangetrieben und „sanktioniert und ermöglicht durch moderne Verbraucher, die uneingeschränkte Konsummöglichkeiten bejahen und entsprechende Nachfrage generieren“ (336). Abschließend soll auch die graphische Gestaltung des Bandes positiv hervorgehoben werden. Zahlreiche farbige Abbildungen bringen die Welt der Farben dem Leser auch optisch näher.

Andrea Weindl, Köln

Markus A. Denzel: *Handbook of World Exchange Rates, 1590–1914*, Ashgate 2010, Farnham / Burlington, 766 S., £ 85, ISBN 978–0–7546–0356–6

Der Autor, Inhaber des Lehrstuhls für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Leipzig, befaßt sich seit mehr als zwei Jahrzehnten intensiv mit der neuzeitlichen Geld- und Währungsgeschichte – zunächst als Mitarbeiter im von Jürgen Schneider an der Universität Bamberg geleiteten Projekt *Währungen der Welt*, später dann im Rahmen eigener Forschungsprojekte. Das vorliegende Handbuch stellt gewissermaßen die Summe seiner bisherigen Beschäftigung mit dem Thema dar.

Das Werk gliedert sich in eine ausführliche Einleitung und einen umfangreichen statistischen Hauptteil. Die über 100-seitige Einleitung umfaßt eine „Benutzungsanleitung“ und eine Übersicht über die verwendeten Quellen, vor allem aber einen konzisen Überblick über die Entwicklung des europäisch geprägten Wechsel- und Währungssystems vom Mittelalter bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Denzel beschreibt zunächst die Entstehung des Wechsels in Italien während der „Kommerziellen Revolution“ des Hochmittelalters sowie die wesentlichen Formen und Funktionen des Wechselbriefs. Ferner erläutert er die Innovationen im frühneuzeitlichen Zahlungsverkehr (Indossament, Diskont, Akzeptkredit) sowie den Transfer des bargeldlosen Zahlungssystems nach Übersee durch den britischen Atlantikhandel und die Ostindienkompanien. Eine weitere Entwicklungsstufe im globalen Zahlungsverkehr markierte die Einführung telegraphischer Anweisungen und Schecks in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Daran schließt sich ein Überblick über die europäischen Währungssysteme, die Standardisierungs- und Reformbemühungen im 18. und die Bildung von Währungsunionen im 19. Jahrhundert an. Für die Ausweitung des Zahlungsverkehrs auf außereuropäische Regionen spielten einerseits die Übertragung nationaler Währungssysteme auf die Kolonialreiche der europäischen Expansionsmächte, andererseits „Welthandelsmünzen“ wie der spanische Piaster und der Maria-Theresia-Taler eine zentrale Rolle. Obwohl die Währungssysteme der Kolonialgebiete europäisch geprägt waren, blieben auf lokaler und regionaler Ebene auch indigene Zahlungsmittel von subsidiärer Bedeutung (LXXI). Die von Großbritannien ausgehende Einführung des Goldstandards stabilisierte zwischen 1870 und 1914 das internationale Währungssystem, ohne daß von wirklich „festen“ Wechselkursen gesprochen werden kann.

Der letzte Abschnitt der Einleitung präsentiert ein Modell der zunehmenden Integration des neuzeitlichen Währungssystems auf europäischer und globaler Ebene. In Europa lassen sich demnach vier Entwicklungsphasen des bargeldlosen Zahlungsverkehrs unterscheiden: Während im 14. und 15. Jahrhundert Italien und der Mittelmeerraum im Zentrum standen, verlagerte sich der Schwerpunkt im 16. Jahrhundert an die Atlantikküste, wo Antwerpen zum führenden Finanzplatz aufstieg. Seit dem 17. Jahrhundert hatte Amsterdam, im 19. Jahrhundert schließlich London die Rolle des Weltfinanzzentrums inne, während der Ostseeraum, Mitteleuropa und die Levante zunehmend in das System des europäischen Zahlungsver-

kehr integriert wurden. Außereuropäische Regionen waren unterschiedlich stark in den internationalen bargeldlosen Zahlungsverkehr eingebunden: Während Nordamerika seit dem späten 17. Jahrhundert daran partizipierte und das europäische Währungssystem sich im 19. Jahrhundert zu einem nordatlantischen weiterentwickelte, wurden Lateinamerika, große Teile Süd- und Ostasiens, Australien, Neuseeland und Südafrika erst nach 1800 partiell integriert.

Der Hauptteil umfaßt Wechselkurstabellen für dreizehn europäische und zwanzig außereuropäische Länder bzw. Regionen. Jeder der 33 Abschnitte ist nach einem einheitlichen Schema aufgebaut: Auf ein Quellenverzeichnis und eine Konkordanz mit den Handbüchern Währungen der Welt bzw. Historische Statistik von Deutschland folgen jeweils kurze Beschreibungen der relevanten Währungs-, Wechsel- und Finanzsysteme. Die Wechselkurse werden in Form übersichtlicher Tabellen präsentiert, wobei die Währungen der Welt und die Historische Statistik zwar die Datengrundlage bilden, die Kurse jedoch zu jährlichen Durchschnittswerten zusammengefaßt und neue Quellenfunde eingearbeitet wurden. Im Abschnitt über Nordamerika findet der Benutzer beispielsweise die Kursnotierungen für Boston, Philadelphia, New York, New Orleans und San Francisco im Zahlungsverkehr mit London sowie die Kurse für Philadelphia und New York mit Amsterdam, Paris, Bremen und Hamburg. Für New York sind überdies Kurse im Verkehr mit Frankfurt, Berlin, Antwerpen, Zürich und Bern sowie mit anderen nordamerikanischen Städten (Boston, New Orleans, San Francisco) aufgeführt. Im Falle von Buenos Aires werden Wechselkurse auf London, Paris, New York, Rio de Janeiro, Antwerpen, Genua, Hamburg, Berlin und Spanien präsentiert.

Dank der äußerst informativen Einleitung, der klaren Gliederung und der übersichtlichen Präsentation der Tabellen handelt es sich um ein echtes Referenzwerk, das lange Bestand haben wird.

Mark Häberlein, Bamberg

Eiken Friedrichsen: „Landnahmen“. Texte skandinavischer Kolonialreisender vom 17. bis zum 20. Jahrhundert (Beiträge zur Skandinavistik, Bd. 19), Frankfurt/M. 2010, Peter Lang, 353 S., € 62,80, ISBN 978–3–6316–0482–3

Nein, zum Allgemeingut gehört es freilich nicht, wenn selbst gestandene Geschichtsdozenten nicht genau einschätzen können, ob Skandinavien eigentlich Kolonien hatte, und sie es auf Grund der geographischen Lage dieser Länder eher ausschließen. Dabei sollte man eher fragen, warum die Nachfahren der Normannen, die im Mittelalter bis Island und Sizilien gereist sind, nicht versuchten, auch in der Phase der europäischen Expansion sich politisch auszubreiten, wirtschaftliche Kontakte nach Übersee zu knüpfen oder ihre Kultur zu vermitteln. Es ist Eiken Friedrichsen (Kiel) zu danken, in ihrer Dissertationsschrift die große Vielfalt der skandinavischen Expansion aufgezeigt zu haben, der sie, ganz der mittelalterlichen Tradition folgend, den Titel „Landnahmen“ gegeben hat. Ganz Unrecht hatte besagter

Dozent nicht: Mit Engländern, Franzosen und Niederländern konnten die Skandinavier nicht mithalten. So war es auch keine leichte Aufgabe anhand, von Reiseberichten, die zum Teil noch ihrer Veröffentlichung harren, herauszuarbeiten, wie Fremdes beschrieben wurde und welche Strategien benutzt wurden, um das Fremde zu vermitteln.

Friedrichsen hat sich dazu insgesamt elf Texte ausgesucht, von denen zehn ausführlich abgehandelt werden, ein weiterer lediglich als Exkurs. Von diesen elf Texten behandeln neun die dänischen Kolonien Tranquebar, Dänisch-Westindien, Dänisch-Guinea und die Nikobaren, die verbliebenen zwei widmen sich der schwedischen Niederlassung in Amerika. Unter den dänischen Beschreibungen ist mit drei Schriften Dänisch-Guinea an der westafrikanischen Küste am häufigsten vertreten. So finden sich die Abhandlung des Pfarrers Wilhelm Johann Müller (1661–1669), die Briefe des deutschen Arztes Paul Erdmann Isert (1783–1786) und der Bericht des letzten Gouverneurs Edward Carstensen (1842–1850). Gerade der letzte Bericht sticht auf besondere Art hervor. Da Carstensen in einer Zeit schreibt, in der die Kolonie an die Briten abgetreten wird, nutzt er seinen Text um herauszustellen, daß das Unterfangen einer Kolonie in Afrika kein gutes war. Dementsprechend negativ gefärbt ist sein Text. Die beiden anderen Texte zu Dänisch-Guinea arbeiten weniger, aber dennoch wertend. So arbeitet Friedrichsen bei Müller heraus, daß er unter dem Eindruck einer christlich-europäische Wertvorstellung schreibt, die seinen sonst sehr sachlich und der Zeit entsprechend wenig stilvollen Bericht färbt. Iserts Briefe hingegen sind, auch er darin Kind seiner Zeit, literarisch anspruchsvolle Texte, die innerhalb Europas ein breites Publikum fanden, und eine gewisse Subjektivität erst gar nicht vermeiden wollen.

All das kann Friedrichsen eindrucksvoll darstellen, wie so oft aber ist es auch in dieser Studie so, daß das, was fehlt, unangenehm auffällt. Die klassische textimmanente Analyse der Texte, von der Friedrichsen nur im Fall von Autoren abweicht, die politisch tätig waren, hat immer dann ihre Schwächen, wenn neben der literaturwissenschaftlichen Interpretation auch eine historische wünschenswert wäre. Die Beliebtheit von Reiseberichten im 18. Jahrhundert spielt bei Friedrichsen ebenso wenig eine Rolle wie etwa der Hinweis auf die Bekanntschaft Iserts mit Joseph Banks, was eine Interpretation seiner Briefe eventuell noch mal eine andere Richtung gegeben hätte. Auch die Tatsache, daß Friedrichsen hier über mehrere gleiche Räume zu unterschiedlichen Zeiten als Untersuchungsgegenstand verfügt, spielt kaum eine Rolle. Getreu ihres Forschungsgegenstands, die Darstellung des Fremden in diesen Reiseberichten zu untersuchen, hätte eine solche diachrone Vorgehensweise gutgetan. So bleibt der einzige Vergleich der Arbeit, den sie für die Kolonie Neuschweden zwischen dem Bericht des Gouverneurs Johan Risingh und der Beschreibung „Geographia Americae“ Per Lindströms (beide 1653–55) zieht, sehr vage und bietet kaum Erkenntnis, außer der Differenz zwischen den beiden Texten.

Dennoch gibt es Höhepunkte. Die vortreffliche Analyse des Werkes von Jón Ólafsson (1622-1624) etwa gehört dazu. Friedrichsen kann an ihm ihre Analyse der Fremdheit vollkommen entfalten. Auf seiner Reise zur dänischen Kolonie Tran-

quebar in Indien stößt der Isländer Jón auf Fremdheit in Gestalt von Personen, Tieren und Verhalten, das er aus der Perspektive eines einfachen Soldaten später niederschreibt. Die Autorin kann etwa am Beispiel einer Beschreibung eines Pinguins, eines Vogels, der Jón vollkommen unbekannt ist, gelungen aufzeigen, wie Jón durch Vergleiche mit anderen einheimischen Vögeln sich selbst und zugleich seinem Publikum die Situation der Fremde erklärt. Die einzige Frau, die Friedrichsen behandelt, ist die Gattin des letzten Gouverneurs von Dänisch-Westindien, Sophie Helweg-Larsen (1888–1916). Ihr Werk ist kein wirklicher Reisebericht, sondern eine Art Lebensbeschreibung, die sie bereits aus der Retrospektive ihres Lebens erst in den 1930er Jahren veröffentlichte. Wie Friedrichsen herausstellt, ist einer Frau ihres Standes vor allem das gesellschaftliche Leben in der Kolonie wichtig, die Fremde daher nur präsent, wenn sie, was selten passiert, in diese eindringt.

Die Studie Friedrichsens ist kein theoriestarkes Werk, sondern eine konventionelle Literaturinterpretation. Das hat den Vorteil, daß die Arbeit mit Unmengen von Zitaten durchzogen ist, die durchweg in der Originalsprache eingefügt und dann dankenswerter Weise ins Deutsche übersetzt wurden. Der Einblick, den die Studie daher in die, wie anfangs erwähnt, eher unbekanntere Welt der skandinavischen Kolonialreiche gibt, ist hervorragend, um seinen Blick zu schärfen. Daß dabei leider oft wenig über eine wie auch immer geartete Entwicklung in der Darstellung des Fremden über die Jahrhunderte hinweg gesagt wird, ist ebenso wie das fehlende Register ein Wermutstropfen.

Heiko Schnickmann, Wuppertal

Sven Externbrink (Hg.): Der Siebenjährige Krieg (1756–1763). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung, Berlin 2011, Akademie, 293 S., 8 Abb., 1 Karte, € 79,80, ISBN 978–3–05–004310–4

Zu einem ziemlich stolzen Preis werden zwölf Beiträge eines Kolloquiums von 2007 zum Jubiläum des (europäischen) Kriegsausbruchs 2006 vorgelegt, die Einblicke in die nicht besonders umfangreiche neuere Forschung zum Gegenstand bieten. Immerhin hatte aber einer der Beiträger bereits 2010 eine knappe Gesamtdarstellung veröffentlicht. Auf Abhandlungen zur internationalen Politik folgen in zwei Gruppen solche zur Wahrnehmung dieses Krieges mit dem einen oder anderen alltagsgeschichtlichen Ausblick. Ein elaborierter und umfangreicher Aufsatz von Olaf Asbach über Die Globalisierung Europas und die Konflikte der Moderne bietet eine Art von theoretischer Einleitung. Sie läuft auf die für die Leser dieser Zeitschrift wesentliche und m. E. zutreffende Feststellung hinaus, daß dieser Krieg ein historischer Knotenpunkt gewesen ist, an dem Europa hinreichend entwickelt war, um sich von nun an allmählich erfolgreich die Kontrolle über den Rest der Welt zu verschaffen. Entscheidend war, daß sich der moderne Staat und die bürgerliche Gesellschaft ihrem Reifezustand näherten, was in Finanzen und Militär, Staatstheorie und Völkerrecht, aufgeklärter Säkularisierung und Pluralisierung manifest wird und in der Dynamik eines regelrechten Mächtesystems konvergiert.

Beiträge zur britischen und französischen Diplomatie von einschlägigen Experten (Brendan Simms und Lucien Bély, mit deutscher Zusammenfassung) revidieren durch Differenzierung. Beide Mächte kämpften zwar durchaus um die See- und Weltherrschaft, räumten aber der europäischen Szene notgedrungen den Vorrang ein. Mit „Empire“ war immer noch Deutschland gemeint und Hannover lag eben näher als Indien. Demgemäß wollten die Briten nur ihre kontinentale Sicherheitsarchitektur verstärken und die Franzosen weniger planlos, als man bisher glaubte, den Kontinent friedlich neutralisieren. Friedrich II. aber löste mit dem Überfall auf Sachsen den Krieg aus – und befreite Großbritannien aus der Isolierung, in die seine Politik geführt hatte. Michael Mann schildert den Konflikt 1742–1763 detailliert aus der Perspektive der indischen Mächte, zeigt aber auch die Interessengegensätze zwischen den Handelskompanien, den Militärs und Politikern Englands und Frankreichs auf. Außerdem werden die „triumphalen“ Erfolge der EIC im allgemeinen und Robert Clives im besonderen deutlich entmythologisiert. Ulrike Kirchberger konzentriert sich demgegenüber auf die Beziehungen zwischen Indianern und englischen Kolonisten mit dem Ergebnis, daß der middle ground durch den Krieg nicht definitiv ruiniert wurde, sondern nach wie vor verschiedene Möglichkeiten zwischen Haßorgien und friedlicher Interaktion gegeben waren. Der Herausgeber Sven Externbrink verfolgt die laufenden kritischen, aber politisch gut informierten Stellungnahmen Voltaires zum Krieg, Jörg Ulbert die Beurteilung des Bündnisses mit Österreich in der französischen Öffentlichkeit, wo populärem Preußenhaß weitergepflegter Respekt der Aufklärer für ihren königlichen Gesinnungsgenossen gegenüberstand – wie auch bei Voltaire. Beatrice Heuser verfolgt den Friedrich-Mythos mit seinen strategischen Implikationen bis ins 20. Jahrhundert. Joachim Rees bietet eine ausführliche, aber bescheiden illustrierte Untersuchung der Kriegssikonographie in Frankreich und England samt ihrer jeweiligen Instrumentalisierung. Generell zeichnet sich eine Tendenz zur Stilisierung europäischer Ritterlichkeit, zumindest bei Offizieren, einerseits, bestialischer indianischer Kriegführung andererseits ab. Sylviane Llinares zeigt, warum die Rekrutierung der französischen Marine der brutaleren britischen unterlegen war, weshalb die Briten die Personalknappheit des Gegners dadurch zu verschärfen wußten, daß sie möglichst viele Franzosen gefangenhielten. Sie wirft dabei auch einen Seitenblick auf die Leiden der Matrosen. Marian Füssel führt uns vor, wie die klägliche Niederlage von Hochkirch in einen heroischen Beweis der preußischen Disziplin umgedeutet wurde. Ralph Pröve weist nach, daß neben dem Vorwurf der Mißachtung der klassischen drei Bedingungen für einen gerechten Krieg zusätzlich Delegitimierung des Gegners durch sein Verhalten im Krieg üblich wurde. Kombattanten wie Kosaken oder Ulanen wurden als „Wilde“ diffamiert, ihr „kleiner Krieg“ wurde entsprechend angeprangert, ebenso Übergriffe auf die Bevölkerung und angerichtete wirtschaftliche Schäden. Eine weltweite Zeittafel und ein Personen- und Ortsregister beschließen den lehrreichen Band.

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Ulrike Schmieder / Katja Füllberg-Stolberg / Michael Zeuske (Hg.): *The End of Slavery in Africa and the Americas. A Comparative Approach* (Sklaverei und Postemanzipation, Bd. 4), Berlin 2011, Lit, 169 S. + 5 Karten, € 29,90, ISBN 978–3–643–10345–1

Ulrike Schmieder, Katja Füllberg-Stolberg and Michael Zeuske range among the leading German historians of the universities of Hanover and Cologne. As a result of their work focused on the social history of Latin America, the Caribbean and Africa, they published this collective monograph as the fourth volume of the *Slavery and Post-Emancipation* edition. In line with the very title of the publication, the authors analyze the social and economical relations in the Atlantic, a region where slavery and slave trade dominated throughout recent centuries. Using comparative approaches, they study how slavery and slave trade influenced social and in part also cultural character of the colonial and postcolonial eras in the countries where millions of Africans were directed in order to work on plantations of monoculture crops. The authors also treat social aspects arisen out of the abolitionist movement.

The work comprises seven separate papers presenting micro-historical and macro-historical studies on economical, social and cultural issues raised by slavery in different geographical parts of the Atlantic region. I personally consider as the most interesting and most revealing the following two papers: "The Moravian Mission and the Emancipation of Slaves in the Caribbean" by Claus Füllberg-Stolberg and Ulrike Schmieder's "Slavery, Abolition and Post-Emancipation in the French and Spanish Caribbean, especially Martinique and Cuba, in the Network of Global Relations". The former presents an intriguing narrative of a mission that left behind many descriptions and reports – the mission of two of Moravian Brethren who set sail in 1732 to reach the Danish colony of St Thomas in the Caribbean and preach the Gospel to local slaves. The latter paper gives an interesting analysis of the social and religious conditions in Cuba and in the French colonies of the Caribbean.

The End of Slavery in Africa and the Americas. A Comparative Approach is a very accomplished collective work which, compared to other publications on the matter, stands out thanks to its use of comparative approach that allows the reader to get new perspectives of slavery and the transatlantic slave trade. It is also necessary to point out that the authors support their papers with extensive recent secondary publications and on occasion also with published sources and archive materials. I can warmly recommend this book to anyone who would care to read a high-quality work on the social matters concerned.

Jaroslav Valkoun, Prag

Klaus von Beyme: Die Faszination des Exotischen. Exotismus, Rassismus und Sexismus in der Kunst, München 2008, Wilhelm Fink, 209 S., € 29,90, ISBN 978-3-7705-4656-5

Von Beymes 2008 erschienene Studie gehört zu jenen Forschungsarbeiten, die sich in den letzten Jahren mit dem Thema „Exotismus“ in Bildern aus dem Okzident auseinandersetzen. Sie erfaßt eindrucksvoll, wie sich die exotische, rassistische und die sexistische Faszination in den visuellen Darstellungen des kulturell Fremden offenbart. Genauer gesagt, geht der Autor der Problematik der Faszination des Exotischen in der europäischen Kunstgeschichte nach. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung steht die Frage, „ob eine ikonographisch stark verschlüsselte Malerei so offen imperialistisch sein konnte wie die Literatur“ (13). Darauf antwortend, untersucht der Politikwissenschaftler Skulpturen, Gemälde, Graphiken und Skizzen. Er interessiert sich insbesondere für Porträts und Szenen. Einleitend wird mit Bezug auf den Literaturwissenschaftler Edward Said gezeigt, daß sich die Faszination des Exotischen vom Exotismus und Orientalismus zur „Hybridisierung“ und „Kreolisierung“ wandelte. Der Exotismus – so von Beyme – habe sich in vier historischen Phasen entwickelt: in der Prämoderne, im Zeitalter des Imperialismus, in der klassischen Moderne und in der Postmoderne. In jeder dieser Phasen, die unterschiedliche Intensitätsgrade der Faszination des Exotischen aufweisen, habe man sich vielfach bemüht, mehr über die fernen Länder zu wissen. Der Autor stützt sich auf Produkte von Künstlern wie Diego Velásquez, Peter Paul Rubens oder Albrecht Dürer. Allerdings sei das Ende des Exotismus, schreibt von Beyme weiter, erst seit den 1960er Jahren mit dem Postkolonialismus in der Postmoderne „eingeläutet“. Die angedeutete Umsetzung der Diskurse erfolgte besonders im Verhältnis zu Entwicklungsländern, für die der Autor noch den bereits obsoleten Begriff „Dritte Welt“ verwendet, wenn auch in Anführungszeichen. Dieser bezeichnete in der Vergangenheit Staaten, die sich vom Ost-West-Konflikt abgrenzten.

Von Beyme vertritt die These, daß sich die Faszination des Exotischen im Zeitalter des Postkolonialismus von einem hierarchischen Verständnis gegenüber dem „Fremden“ anderer Kontinente zu einer Konzeption der Gleichberechtigung entwickle. Die Konzeption, schreibt von Beyme weiter, visierte „Hybridisierung“ und „Kreolisierung“ der Kulturen an. Dem Leser bleibt aber unklar, was genau unter diesen Begriffen zu verstehen ist, auch wenn damit die Anspielung auf historisch-kulturelle Prozesse sichtbar scheint. Der Exotismus und der Orientalismus, die beide im Buch als Haltungen gegenüber dem kulturell Fremden angesehen werden, hätten immer zwei Facetten, so von Beyme: eine positive und eine negative. Die positive Seite der Faszination durch das Fremde wecke Verständnis und Sympathie, während die negative Seite Vorurteile, Eurozentrismus, Imperialismus, Rassismus und Sexismus hervorrufe. In der Kunst sei ein Teil des Orientalismus Ausdruck individueller erotischer Phantasien von europäischen Künstlern gewesen.

Beyme äußert zwei wesentliche Kritiken. In der ersten Kritik stigmatisiert er in Anlehnung an die postkoloniale Kunst Michel Foucaults Philosophie, nach der Europa alles Fremde seinem eigenen Machtdiskurs unterworfen habe. So sei die Frage

nicht mehr „werden Farbige richtig oder falsch dargestellt?“, sondern: „welche Funktion hat ihre Darstellung für die Bildung weißer Identität?“ In Ausstellungen des postkolonialen Zeitalters gehe es nicht mehr nur darum, das Wissen und Verständnis für die Entwicklungsländer zu verbreiten. Das Anliegen sei ebenfalls, daß die Künstler Kunstwerke als gleichberechtigt darstellen und wahrnehmen. Als Beispiel erwähnt von Beyme diesbezüglich u.a. das Werk „Maske“ des in Benin geborenen Künstlers Dossou Amidou, das während der Ausstellung „Magiciens de la terre“ am Centre George Pompidou in Paris nominiert wurde. Der Autor faßt die Position der postkolonialen Postavantgarden zusammen: Es reiche nicht, „das Andere zuzulassen, sondern nach Freud, daß das Andere unser verdrängtes Unbewußtes darstelle“ (163). Er zieht daraus den Schluß, daß die sogenannte Peripherie von der Globalisierung nicht profitiert habe. Daß das Wort „Peripherie“ jene Entwicklungsländer umfaßt, die vom Westen mehr oder weniger abhängig sind und die von ihm angeblich ausgebeutet werden, kommt im Buch nicht klar zum Ausdruck. Für den Politikwissenschaftler sei die Enttäuschung angesichts der überhöhten Erwartungen, die im postkolonialen Diskurs geschürt werden, vorprogrammiert.

In seiner Auseinandersetzung mit postkolonialen Ansätzen wechselt der Autor vom Allgemeinen zum Besonderen, denn die zweite Kritik von Beymes zielt auf das postkoloniale Denken in der Kunst. Er erklärt in Hinsicht auf die kritische Dimension der Kunstwerke aus der postkolonialen Epoche, daß man nicht immer den Eurozentrismus und seine Übel anprangern, sondern auch die Mitschuld der Afrikaner hinterfragen solle. Diesen Standpunkt legitimiert er dadurch, daß aus dem postkolonialen Denken „exotische Parodien“ entstehen würden, die weder mit „Exotismus“ noch mit „Weltkunst“ zu tun haben würden. Der Autor wiederholt auch einen Vorwurf, der dem postkolonialen Denken häufig gemacht wird. Demnach könnte eine Essentialisierung des Differenzbegriffs im postkolonialen Diskurs verhindern, daß eine vergleichende Kulturanalyse „Ähnlichkeiten“ (180) feststelle. Trotz dieses Vorbehalts erkennt der Verf., daß die Migrationsidee, die vielen Kunstwerken der Gegenwart zugrunde liegt, in demselben Diskurs zur Sehnsucht nach einer Kunst wurde, die zeit- und grenzübergreifend ist.

Von Beymes Ausführungen provozieren einige Anmerkungen. Auch wenn der Autor den Orientalismus als eine Form von Exotismus entwirft, verwendet er die beiden Begriffe synonym, wobei die genaueren Verhältnisse zwischen diesen Konzepten unklar bleiben. In bezug auf die Kritik am postkolonialen Denken könnte man von Beyme erwidern, daß eine Selbstbehauptung nationaler oder eigenkultureller Identität nicht unbedingt mit ihrer Essentialisierung einhergeht. Es scheint ebenfalls fragwürdig zu behaupten, daß sich dieser Prozeß in der Kulturanalyse nur auf essentialisierte Differenzen beschränken würde. Die Begriffe „Hybridisierung“ und „Kreolisierung“, auf die er sich bezieht, zeigen im Gegensatz zu seiner These, daß der postkoloniale Diskurs doch über eine einfache Behauptung von Differenzen hinausgeht. Ihm geht es auch um Austauschprozesse, deren Anerkennung Differenzen eben nicht essentialisieren können. Schließlich werden viele Begriffe in einem sehr weiten Verständnis angewandt, derart, daß sie an Schärfe verlieren. Beispielsweise wäre in diesem Zusammenhang der Begriff „négritude“ zu nennen, der bei

von Beyme das 1819 entstandene Gemälde „Das Floß der Medusa“ (91) von Théodore Géricault bezeichnet. Der Zusammenhang zwischen „négritude“, wie es von Beyme verwendet, und der in den 1930er Jahren in Paris entstandenen politisch-philosophischen und literarischen Bewegung „négritude“ von Studenten und Intellektuellen afro-karibischer Herkunft läßt sich kaum nachvollziehen. Ungeachtet dieser begrifflichen und argumentativen Mängel ermöglicht Beymes Buch einen Überblick über die Formen der Wahrnehmung des kulturell Fremden in der bildenden Kunst von der Antike bis zur Gegenwart.

Germain Nyada, Québec und Bayreuth

Volker Barth / Frank Halbach / Bernd Hirsch (Hg.): Xenotopien. Verortungen des Fremden im 19. Jahrhundert (Kulturgeschichtliche Perspektiven, Bd. 9), Münster 2010, Lit, 225 S., 37 Abb., € 24,90, ISBN 978-3-643-10624-7

Von 2000 bis 2006 veranstaltete die DFG-Forschergruppe „Kulturelle Inszenierungen von Fremdheit im 19. Jahrhundert“ an der Ludwig-Maximilians-Universität München vier Tagungen, die sich mit Konstruktionen von Fremdheit im 19. Jahrhundert befaßten. Der vorliegende Band geht aus der letzten dieser Tagungen hervor, die 2006 stattfand. Sowohl die Herausgeber als auch die meisten Beitragenden dieses Bandes sind ehemalige Mitglieder der Forschergruppe, was die Erwartung eines bereits eingespielten Diskussionszusammenhangs erweckt. Diese Erwartung wird zum Teil erfüllt: Manche Beiträge machen das in der Einleitung entfaltete Konzept der Xenotopie mit Gewinn operationalisierbar; bei einigen Aufsätzen hingegen verliert sich der theoretische Horizont der Xenotopien zugunsten einer klassischen – aber genauso interessanten – kulturwissenschaftlichen Herangehensweise an Fremdheitskonstruktionen.

In der Einleitung verorten die Herausgeber das gewählte Konzept der Xenotopie innerhalb der kulturwissenschaftlichen Forschung im 21. Jahrhundert. Nach einem anfänglichen Exkurs in die Wiederentdeckung des Raums seit der Etablierung des spatial turn, der zugleich eine kulturwissenschaftliche Wende in der Geographie und eine Hinwendung zum Raum in den Kulturwissenschaften bewirkte, stellt das Herausgebertrio mit Alexander Geppert fest, daß die einstige „Raumvergessenheit“ nun einer „Raumversessenheit“ gewichen sei. Warum nun noch ein Buch vonnöten sei, das sich auch dem spatial turn verschreibt, wird in den folgenden Ausführungen deutlich. Die Autoren stellen bei den Raumtheorien zwei entgegengesetzte Richtungen fest: Die eine vertrete eine essentialistische Auffassung von Raum, die andere hingegen plädiere für ein konstruktivistisches Verständnis von Raum. Daß wir hierbei vor zwei klassischen grundlegenden philosophischen Positionen stehen, die nicht auf ideologische Grabenkämpfe, sondern auf erkenntnistheoretische Grundverständnisse zurückzuführen sind, scheinen die Autoren zu verkennen, wenn sie diese Positionen als „veritable Kakophonie, deren Dissonanzen immer noch der Auflösung harren“ (9) ironisieren und ankündigen, diese „chronischen

Mißtöne“ (10) seien durch die Erkenntnis der wechselseitigen Beeinflussung von Raum und Kommunikation zu überwinden.

Solch eine Überwindung scheint für den vorliegenden Sammelband auch nicht notwendig zu sein, denn dem Konzept der Xenotopie liegt eine ganz und gar sozialkonstruktivistische Auffassung zugrunde. Den Herausgebern geht es hier jedenfalls um Inszenierungen des Fremden in Reiseberichten, Atlanten, Galerien, Museen, Kuriositätenkabinetten oder auf der Bühne. Worin der Mehrwert des Begriffs der Xenotopie gegenüber althergebrachten Konzepten wie Saids *imagined geographies* oder Foucaults *hétérotopie* besteht, wird in der Folge nachvollziehbar. Xenotopien werden als geographisch lokalisierbare Räume definiert, „innerhalb derer Fremdheit hergestellt und inszenatorisch vermittelt wird“ (15f.). Es sind Orte, die eigens dazu erschaffen wurden, Fremdheit zur Schau zu stellen und zu interpretieren. Xenotopien sind „Orte der Aneignung des Fremden“ (17). Dabei geht es den Autoren um eine spezifische Fremde, die sie mit „das ferne Fremde“ (15) oder „dem exotischen Fremden“ (16) umschreiben. Da der Sammelband sich – mit Ausnahme des Beitrags von Werner Schell zu ausgewählten Werken des im 20. Jahrhundert wirkenden Malers Jean Dubuffet – auf das 19. Jahrhundert bezieht, scheint die in Xenotopien inszenierte Fremdheit ihr kulturhistorisches Interesse aus der Tatsache zu schöpfen, daß es sich hier um europäische Konstruktionen der außereuropäischen Fremde innerhalb der asymmetrischen Machtkonstellationen des historisch brisanten Zeitalters des Imperialismus handelt. Dadurch ist der Gegenstand des Sammelbands zwar nicht neu, doch durch die Fokussierung auf Xenotopien als physische Orte der Alteritätskonstruktion vielversprechend.

Einige Beiträge verpflichten sich dem Konzept der Xenotopie und setzen es produktiv um. So etwa der erste Beitrag des Bandes. Hier untersucht Ute Schneider, wie Fremdheit in der Kartographie des 19. Jahrhunderts regelrecht ins Bild gesetzt wird. Zwar steht die Kartographie des 19. Jahrhunderts immer stärker unter dem Diktum des Anspruchs auf wissenschaftliche Objektivität und distanziert sich deshalb von den eindrucksvollen Darstellungen fremder Völker in Karten des 17. und 18. Jahrhunderts; dennoch, so stellt die Autorin fest, wird auch in vermeintlich objektiven Karten des 19. Jahrhunderts durchaus auch Fremdheit konstruiert. Aber anders als zuvor erschließt sich das Fremde in der Kartographie des frühen 19. Jahrhunderts „nur unter Berücksichtigung seiner diskursiven Matrix“ (30), sprich aus den Schriften, in denen die Karten eingebunden sind, und aus den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskursen. Die Beiträge von Thomas Nutz und Andreas Enghart lesen sich ebenfalls wie eine erkenntnisreiche empirische Fortsetzung des Xenotopie-Konzepts. Thomas Nutz untersucht den Transfer von Objekten, die Johann Reinhold Forster während der drei Cook-Expeditionen in der Südsee sammelte, nach Europa, wo sie als Artefakte in sämtliche dem Publikum zugängliche Sammlungen Eingang fanden. Dieser Transfer wird im Kontext der kolonialen Aneignung der außereuropäischen Welt betrachtet. Im Raum der Zurschaustellung wird das Objekt aus Polynesien seinem lebensweltlichen Kontext entrissen und in Europa zur Konstruktion einer exotisierenden Fremdheit zum Artefakt. Andreas Engharts Aufsatz über Alexander von Humboldts Kosmos: Ent-

wurf einer physischen Weltbeschreibung befaßt sich mit der Humboldtschen Sehnsucht, die ganze Welt in einem einzigen Werk darzustellen, die das Verfassen von Kosmos motiviert haben soll, und arbeitet die dort stattfindende Aneignung des fremden Raums und die Gliederung der Natur in Charakterräume heraus. Humboldts Kosmos erscheint also als ein treffendes Beispiel einer Xenotopie, denn hier wird Fremdheit für ein europäisches Publikum aufbereitet und interpretiert.

Die weiteren Beiträge bieten sehr interessante Einsichten in Konstruktionen von Fremdheit im 19. Jahrhundert, doch die Schärfe des Xenotopie-Konzepts verschwimmt und weicht allgemeinen Analysen von Alterität. Dies gilt etwa für die sehr umsichtige Analyse deutscher Reiseberichte aus West-Turkestan aus der Feder von Franziska Torma wie für den spannenden Aufsatz von Alexander Honold über die Erschließung des Nahen Ostens durch die Eisenbahn anhand ihrer literarischen Verarbeitung in den Werken von Zola, Musil und Kafka. Auch die Beiträge, die sich mit performativer und bildender Kunst beschäftigen, bieten erkenntnisreiche Zugänge zur Konstruktion und Exotisierung der Fremde, insbesondere des Orients. Annemarie Fischer beschäftigt sich mit wörtlichen Inszenierungen, d.h. mit exotisierenden Momenten in den Bühnenbildern in Opern und im Ballett des frühen 19. Jahrhunderts. Ebenfalls mit performativer Kunst befaßt sich der Beitrag von Nicole Haitzinger, Claudia Jeschke und Gabi Vettermann, der Konstruktionen von Alterität in Théophile Gautiers Ballett *La Péri* herausarbeitet. Der letzte Beitrag des Bandes, von Andreas Mahler, behandelt Venedig als einem literarischen Topos im Werk von Henry James, Thomas Mann und Marcel Proust. In den Darstellungen von Venedig bei diesen Autoren kondensiert Fremdheit in besonderer Form, ja Venedig wird selbst zum fremden Ort. Diese Exotisierung des Nahen bietet eine Kontrastfolie zu dem in den anderen Beiträgen des Bandes behandeltem Material, das sich auf die außereuropäische Fremde bezieht – und hierin liegt wohl auch das Interesse dieses Beitrags.

Spätestens bei diesem letzten Beitrag wird klar, daß über das Konzept der Xenotopie keine Einigkeit besteht. Das in der Einleitung entwickelte Verständnis von Xenotopien als Räumen, die zur Zurschaustellung und Interpretation von Fremdheit für ein europäisches Publikum erschaffen wurden, ist einleuchtend und verspricht eine systematische Erkundung von Form und Funktion von Kolonialausstellungen, Museen, Karten oder Kuriositätenkabinetten. Im Laufe des Bandes kristallisiert sich jedoch ein viel breiteres Konzept von Xenotopie heraus, das gleichbedeutend ist mit Fremdheitskonstruktion. Denn es läßt sich bei Ballettaufführungen, Gemälden oder literarischen Werken kaum von „Räume[n], die eigens für einen Kontakt mit dem Fremden konzipiert und der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden“ (16) sprechen, ohne das Potential des Xenotopie-Begriffs über Bord zu werfen. Angesichts der Qualität der Beiträge und der sorgfältigen Zusammenstellung des Bandes überwindet man bald die enttäuschte Erwartung und liest mit Gewinn und Vergnügen Aufsätze aus verschiedenen Disziplinen, die am Beispiel unterschiedlicher Kulturträger wie Karten, Texten, Gemälden oder Performanz Formen der europäischen Aneignung außereuropäischer Fremde im Zeitalter des kolonialen Imperialismus nachgehen.

Teresa Pinheiro, Chemnitz

Gisela Mettele: *Weltbürgertum oder Gottesreich. Die Herrnhuter Brüdergemeine als globale Gemeinschaft 1727–1857*, Göttingen 2009, Vandenhoeck & Ruprecht, 335 S., € 44,90, ISBN 978–3–525–36844–2

Die Herrnhuter Brüdergemeine entstand in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts, als sich mährische Glaubensflüchtlinge auf dem Gut des Grafen Zinzendorf in Herrnhut in der Oberlausitz niederließen. Die Glaubensgemeinschaft gewann schnell an Mitgliedern. Gerade zu Zeiten der großen Erweckungsbewegung waren viele Menschen daran interessiert, eine Lebensform zu finden, die sich an ihren pietistischen Glaubensvorstellungen ausrichtete. Es entstanden Gemeindeorte und Missionssiedlungen in England und Nordamerika, in der Karibik, auf Grönland, in Surinam und später in Südafrika und Australien. So entwickelte sich eine über mehrere Kontinente ausgreifende Gemeinschaft, die allerdings einen deutlichen Schwerpunkt in der nordatlantischen Welt besaß. Dort reihte sie sich in die große Zahl protestantischer Glaubensgemeinschaften ein, die sich im 18. Jahrhundert in denjenigen Kolonien entfalteten, in denen Religionsfreiheit herrschte. Von all diesen transatlantisch organisierten Gemeinschaften ist die Herrnhuter Brüdergemeine die mit Abstand am besten erforschte. Über keine andere protestantische Glaubensrichtung in der atlantischen Welt des 18. Jahrhunderts ist in den letzten Jahren so viel geschrieben worden wie über die Herrnhuter. Ihre Niederlassungen in England, ihr Wirtschaftsleben, die Herrnhuter Theologie, die Geschlechterverhältnisse in den Gemeinden, die Indianermission, die Rolle der afro-amerikanischen Gemeindeglieder – zu all diesen Themen liegen große neue Monographien vor, die in Fachkreisen auf viel Interesse stoßen.

Gisela Mettele bietet in ihrer perspektivreichen Arbeit eine Gesamtdarstellung der Brüdergemeine von der Gründung 1727 bis ins Jahr 1857. Sie geht der Frage nach, wie es den Herrnhutern gelang, die über die ganz Welt verstreuten Gemeinden zusammenzuhalten, wie sich die Gemeine als globale Gemeinschaft konstituierte und eine gemeinsame Identität geschaffen wurde. Diese Kernfrage untersucht die Verf. in drei Hauptkapiteln, die sich mit den Organisationsstrukturen, den Kommunikationsmöglichkeiten und dem „kulturellen Gedächtnis“ der Brüdergemeine befassen. Was das organisatorische Innenleben anbetraf, so entstanden Kohärenzen zwischen den Gemeinden dadurch, daß sie an allen Orten gleich aufgebaut waren und sich überall an der gleichen Liturgie orientierten. Das soziale Ordnungsprinzip in den Gemeinden war die Chorordnung. Männer und Frauen lebten getrennt nach Geschlechtern in verschiedenen Chören. Die Herrnhuter richteten ihr ganzes soziales Leben auf ihren Glauben aus. In jeder Gemeinde folgte man demselben Tagesablauf und pflegte dieselben religiösen Rituale. Gemeindeübergreifender Zusammenhalt wurde ferner durch regelmäßig stattfindende Synoden erreicht. Die Organisations- wie auch die Kommunikationsstrukturen waren, wenn auch die einzelnen Gemeindeglieder weitreichende Mitspracherechte hatten,

keineswegs hierarchiefrei, sondern straff reglementiert und auf das geistige und administrative Zentrum in Herrnhut ausgerichtet. Die Kommunikation zwischen Herrnhut und den Gemeinden in aller Welt erfolgte über Instruktionen aus den Herrnhuter Leitungsgremien an die Gemeinden, über Rechenschaftsberichte aus den Gemeinden nach Herrnhut, über Visitationen und regelmäßig stattfindende Gemeintage. Von besonderer Bedeutung für die interkontinentale Verständigung war der Austausch der „Gemeinnachrichten“, einem monatlich erscheinenden Publikationsorgan, in dem Berichte aus den Gemeinden und Missionsstationen, wichtige Predigten, Briefe, Diarien und anderes Material von allgemeinem Interesse veröffentlicht wurden.

Desweiteren legten die Herrnhuter großen Wert auf die Pflege ihres „kulturellen Gedächtnisses“. Aus dem Gedenken an eine gemeinsame Vergangenheit sollte ein globales Zusammengehörigkeitsgefühl bestärkt werden. Wichtig in diesem Kontext war das autobiographische Schreiben. Jedes Gemeindemitglied verfaßte seinen Lebenslauf. Diese Lebensläufe, in denen sich nach pietistischer Auffassung ein Stück von Gottes Heilsplan offenbarte, wurden bei der Beerdigung des jeweiligen Verf. vorgetragen. Die Lebensläufe wichtiger Persönlichkeiten wurden in den Gemeinnachrichten publiziert. Auch die große Bedeutung, die schon zu Zinzendorfs Zeiten einem zentralen Archiv beigemessen wurde, in dem die Geschichte aller Gemeinden zusammengefaßt werden sollte, zeigt, daß die Bewahrung der eigenen Vergangenheit als wichtiges Mittel der Identitätsstiftung und der Selbstvergewisserung galt. Bis heute achtet man in der Brüdergemeine sehr auf die Pflege der Archivbestände. Sowohl das Zentralarchiv in Herrnhut wie auch die Dependenzen in Pennsylvania befinden sich in hervorragendem Zustand. Die gute Aufbereitung des Archivmaterials erklärt vielleicht auch, warum sich so viele Historiker mit den Herrnhutern befassen. Zu vergleichbaren transatlantisch organisierten protestantischen Gemeinschaften, deren Quellenbestände sich weit verstreut in diversen Archiven und privaten Nachlässen befinden, wird weit weniger Sekundärliteratur produziert.

Gisela Mettele wirft in ihrer Studie viel neues Licht auf das innere Gefüge der kontinentübergreifend agierenden Glaubensgemeinschaft. Die Verf. zieht neue Forschungsansätze aus der globalen und transnationalen Geschichte heran, arbeitet mit Raumkonzepten und berücksichtigt bei der Analyse der Herrnhuter Gesellschaftsordnung neue Erkenntnisse der Geschlechtergeschichte. Auf hohem Reflexionsniveau spielt sie mit begrifflichen Paaren wie „Gemeinschaft“ und „Gesellschaft“ oder „Weltbürger“ und „Weltbrüder“ und macht auf diese Weise deutlich, wie schwierig es ist, die Identität der Herrnhuter zwischen deren eigenem religiösen Anspruch und den Einflüssen der sie umgebenden Welt zu definieren. Die Mitglieder der Brüdergemeine sahen ihre Lebensform als Gegenentwurf zur diesseitigen Welt. Sie wollten ihr Leben ganz nach ihren religiösen Prinzipien ausrichten und lehnten die „religiös neutrale“ Bürgergesellschaft ab, in der die Religion in eine private Sphäre verwiesen wurde. Sie sahen sich als Bürger eines Gottesreiches und fühlten sich nur sehr bedingt zu den Nationalstaaten zugehörig, in denen sie lebten. In diesem Sinne waren sie Kosmopoliten und „global players“, auch wenn sie, wo

immer sie sich befanden, stets in ihrem eigenen Kosmos verblieben und sich so weit wie möglich von Diesseitigem abgrenzten.

Wenn die Verf. die Geschichte der Brüdergemeine für den von ihr definierten Untersuchungszeitraum in bezug zur die Gemeine umgebenden Gesellschaft setzt, dann greift sie auf die klassischen Paradigmen der europäischen Geschichtsschreibung zurück, die die Zeit von 1760 bis 1830 als Phase des Übergangs von der Frühen Neuzeit ins Zeitalter der Moderne werten. Die Zeit sei von Verbürgerlichung, Säkularisierung und, in der Folge der großen politischen Revolutionen, der Entstehung der Nationalstaaten geprägt gewesen. Aus Metteles Arbeit geht hervor, daß sich dieser Epochenwandel in der Geschichte der Herrnhuter nur bedingt nachvollziehen läßt. Die Amerikanische Revolution sei zwar in verschiedener Hinsicht ein wichtiges Ereignis für die Herrnhuter gewesen, als Epochenzäsur in der internen Geschichte der Herrnhuter wird die Revolution jedoch nicht gewertet. Die Studie endet mit dem Jahr 1857, als auf einer Unitätssynode eine grundlegende Neuordnung der Gemeindestruktur beschlossen wurde. Auch die verbesserten Kommunikations- und Reisemöglichkeiten des 19. Jahrhunderts sorgten im Vergleich zur Frühphase der Herrnhuter Geschichte nicht für einen besseren inneren Zusammenhalt, so die interessante These der Verf. Wichtig sei die „gedachte Ordnung“ gewesen, eine „Fiktion von Einheit“, deren Aufrechterhaltung zu Zeiten wachsenden Nationalismus immer schwieriger geworden sei.

Wenn man die Herrnhuter Brüdergemeine mit anderen transatlantisch organisierten protestantischen Gemeinschaften vergleicht, dann zeigen sich ähnliche über die Epochenschwelle verlaufende Kontinuitäten in der Entwicklung wie bei den Herrnhutern. Dies wirft die grundsätzliche Frage auf, welche Bedeutung der für Europa definierte Epochenwandel um 1800 für die Geschichte der protestantischen Netzwerke des atlantischen Raums hatte. Man müßte die chronologische Struktur des protestantischen Atlantik grundsätzlich neu überdenken, anstatt in jeder Einzelstudie neu zu dem Schluß zu kommen, daß sie sich nur schwer mit dem die europäische Historiographie dominierenden Sattelzeitkonzept vereinbaren läßt.

Ulrike Kirchberger, Bayreuth und Kassel

Martina Helmer-Pham Xuan / Nina Dürr (Hg.): Abschied gehört dazu. Lebensspuren Hermannsbürger Missionsfrauen im 20. Jahrhundert (Quellen und Beiträge zur Geschichte der Hermannsbürger Mission und des ev.-luth. Missionswerkes in Niedersachsen, Bd. XX), Münster 2010, LIT, 168 S., €14,90, ISBN 978-3-643-10775-6

Martina Helmer-Pham Xuan, seit 2003 Direktorin des Evangelisch-lutherischen Missionswerks Niedersachsen und seit 2004 stellvertretende Präsidentin des Gustav-Adolf-Werks e.V., Diasporawerk der Evangelischen Kirche in Deutschland, und Nina Dürr, die 23 Jahre lang als Referentin für Frauen in der Ökumene im ELM arbeitete, machten es sich zur Aufgabe von 2008 bis 2010 „Lebensspuren“

von Hermannsbürger Missionarsfrauen zu sammeln und im vorliegenden Band einem breiten Publikum vorzulegen. Wie viele Frauen sich gegen eine Mitarbeit entschieden, ist unklar. 15 Frauen haben sich aber zur Mitarbeit bereit erklärt und eine Erinnerungsgemeinschaft ins Leben gerufen. Anstelle einer eigenständigen Biographie sollten die Frauen, so die Herausgeberinnen, zu sieben Themenkomplexen je einen Abschnitt verfassen. Diese waren: Soziale und familiäre Herkunft, Phase der Entscheidung, Neue Heimat, Leben und Arbeiten als Missionarsfrau, Leben mit eigenen Kindern in welcher Heimat?, Begegnungen mit Frauen in der Fremde, Krankheit und Tod, Rückkehr und bildeten die Vorlage für die Kapitelgestaltung des Bandes. Die Beiträge der Missionarsfrauen wurden chronologisch geordnet und im jeweiligen Kapitel, das mit einer einseitigen zusammenfassenden Einführung der Herausgeberinnen eingeleitet wird, aneinandergereiht. Damit der Leser sich zurechtfindet, stehen am Ende des Bandes Biografien der Missionarsfrauen (159-166), aber auch ausklappbare Kurzbiographien mit dem jeweiligen Symbol, das sich jede der Zeitzeuginnen aussuchen konnte, als Teile des Buchumschlags zur Verfügung. Im Vorwort machen die Herausgeberinnen darauf aufmerksam, daß es sich um eine Sammlung „besonderer Zeitgeschichte“ (5) handelt und sie aus „vielen Berichten ein Ganzes“ (6) erstellen wollten. Es sei aber nicht beabsichtigt gewesen, „eine wissenschaftliche Untersuchung mit diesen Beiträgen zu verfassen, sondern es sollte ein Beitrag von zeitgenössischen Zeugnissen von beteiligten Frauen entstehen“ (6). Anschließend wird einigen Personen für Verbesserungsvorschläge und die Endredaktion gedankt, wobei deren redaktionelle Eingriffe in die Zeugnisse unklar bleiben.

Abschied gehört dazu ermöglicht einen Rückblick auf 60 Jahre Hermannsbürger Mission und nimmt die Leser mit auf eine spannende Reise. Die Rolle der Frauen in der Mission im 20. Jahrhundert wird authentisch, selbstreflektierend und kritisch beschrieben, und die Retrospektive auf die persönliche Lebensgeschichte und die erlebte Zeitgeschichte wird – nicht immer politisch korrekt – wiedergegeben. Im ersten Kapitel soziale und familiäre Herkunft wird deutlich, daß, wie Ilse Theil in *Reise in das Land des Todesschattens: Lebensläufe von Frauen der Missionare der Norddeutschen Mission in Togo/Westafrika (von 1849 bis 1899)* (2008) für die Norddeutsche Missionsgesellschaft gezeigt hat, auch die meisten Frauen der Hermannsbürger Mission aus der bürgerlichen Mittelschicht stammten. In der Beschreibung der Eltern und Großeltern sind Kriegserfahrungen sehr zentral. Viele der Missionarsfrauen waren im Lehr- oder Pflegeberuf tätig.

Besonders zentral ist das vierte Kapitel *Leben und Arbeiten als Missionarsfrau*, denn der Arbeitstitel des Projekts, aus dem diese Publikation entstand, war: *Missionarsfrau als Beruf*. Leonore Landmann schrieb dazu eindrücklich: „Missionarsfrau als Beruf? Nein. Aber eine Berufung in ein Ehrenamt besonderer Art auf Zeit“ (143). Sehr informativ ist die Aufgabe, der die ehrenamtlich tätigen, nicht berufsmäßig mit Missionsaufgaben betrauten Missionarsfrauen – oder wie es Gisela Richter nennt: „mitreisende Ehefrau“ (77) – nachgingen. In der auch im 20. Jahrhundert sehr patriarchalischen Hermannsbürger Missionsgesellschaft wurde den Missionarsfrauen kein Sprachunterricht zuteil. Die fehlenden Sprachkenntnisse

sind ein zentrales Thema für die Missionarsfrauen, auf welches sie in ihren Lebenserinnerungen immer wieder zurückkommen. Sie waren insbesondere für die Erziehung der eigenen Kinder und den Haushalt verantwortlich, betätigten sich aber auch „rollenkonform“ in der Kinder- und Jugendarbeit, Sonntagsschularbeit, Kindergartengruppe, Frauengruppe, Bibelstunde, Hauskreis und der Krankenpflege. Diese projektartige Arbeit, die nicht mit dem Missionswerk abgesprochen war, diente der Steigerung des Selbstwertgefühls der Frauen. Die Missionarskinder störten sich aber oft daran, da sie neben der fehlenden Präsenz des Vaters in der Kindererziehung nicht noch die Absenz der Mutter verkraften konnten.

Das meines Erachtens eindrucklichste Kapitel ist jedoch das fünfte Leben mit eigenen Kindern in welcher Heimat? Die Schilderungen der Schwierigkeiten in der Erziehung der Missionskinder im allgemeinen sind außerordentlich informativ. Meines Erachtens ist gerade die Thematisierung der Third Culture Kids (88, 99) eine besondere Stärke des Bandes. Das Buch von David Pollock und Ruth Van Reken *Third Culture Kids. Aufwachsen in mehreren Kulturen* (2003) sowie eine im Oktober 2004 stattgefundene Tagung für ehemalige Missionarskinder in Hermannsburg habe der Problematisierung und dem Verständnis zwischen Missionarsehepaaren, ihren Kindern, der Missionsgesellschaft und der Gesellschaft im allgemeinen sehr geholfen. Interessant wäre es gewesen, wenn die Missionskinder selbst ihre „Lebensspuren“ nachgezeichnet hätten und ein Familienband mit Lebensgeschichten der Missionare, Missionarsfrauen und Missionarskindern entstanden wäre. Eine solche Aufarbeitung der Erinnerungen und eine Parallelisierung des Erfahrenen wäre sehr wünschenswert und dürfte im Zuge der wissenschaftlichen Thematisierung, wie z.B. von Dagmar Konrad in ihrem bald endenden Projekt „Eltern-Los: Das entfernte Kind – Die Missionskinder der Basler Mission“ am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel, folgen. Die Rolle der Kinder als „Brückenbauer“ zwischen verschiedenen Kulturen (z. B. 106), „Türöffner“ (104) und „Grenzgänger zwischen zwei Welten“ ist besonders untersuchenswert, denn die Missionarsfrauen beschreiben, wie der intensive Kontakt der Kinder mit der indigenen Bevölkerung Vorurteile abzubauen und die Beziehung zu intensivieren half (z. B. 91, 93, 98).

Im sechsten Kapitel werden soziale Netzwerke und besonders Begegnungen mit Frauen in der Fremde thematisiert. Die Fremde – sowohl im Missionsfeld als auch in Deutschland, wo sich die Frauen „wieder fremd“ fühlten – wurde durch die Bekannten und Freundinnen zur Heimat (122). Immer wieder werden neben der eigenen Lebens- und Missionsgeschichte auch zeitgeschichtliche Ereignisse erwähnt. Die „Grenzgängerinnen und Brückenbauerinnen [...] erfuhren sich als politisch engagiert aufgrund ihres Glaubens“ (103). Insbesondere die Erfahrungen mit der Apartheid in Südafrika sind ein zentraler Bestandteil der Lebenserinnerungen und veranlassen die Missionarsfrauen zu politischen und zeitgeschichtlichen Exkursen.

Das letzte Kapitel Krankheit und Tod, Rückkehr wurde der Heimkehr gewidmet. Diese wurde meist durch die Krankheit des Missionars oder den Rückruf zum Heimatdienst der Mission veranlaßt. Neben dem Abschiedsschmerz, der schwierigen Anfangszeit in Deutschland und dem starken Heimweh nach der alten Heimat,

thematisieren die Missionarsfrauen vor allem die Schwierigkeiten, die ihre Kinder in Deutschland hatten. Die Missionarsfrauen sind noch heute geplagt von Schuldgefühlen, daß sie ihren Kindern zu wenig geholfen hätten (127) und für ihre alten, betagten Verwandten während des Missionsdienstes keine Hilfe und keine Sterbegleitung gewesen seien (142). Die meisten der 15 Missionarsfrauen ließen sich interessanterweise in Hermannsburg – ähnlich wie in Neuendettelsau – nieder, denn dort sei man „kein ‚Exot‘, wie es wohl in alteingesessenen Gemeinden der Fall sein könnte“ (133). Die Frauen waren also bereits vor ihrer Teilnahme an diesem Projekt in eine Erinnerungsgemeinschaft und ein kollektives Gedächtnis eingebunden, was auf den Erinnerungsprozeß einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausüben kann.

Als Historikerin wird der editorische Eingriff in die Erstellung der Selbstzeugnisse zu wenig reflektiert – einerseits wird erwähnt, die Berichte seien „unverändert abgedruckt“ (10) worden, worauf Tippfehler und einige Auffälligkeiten hinweisen könnten, andererseits werden „Verbesserungsvorschläge“ und „Endredaktion“ (6) erwähnt. Auch der Einfluß der Erinnerungsgemeinschaft auf das kollektive und individuelle Gedächtnis wären interessante Untersuchungsgegenstände. Es wäre untersuchenswert, Oral History Interviews mit den Missionarsfrauen durchzuführen und die erzählten Erinnerungen mit den publizierten „Lebensspuren“ zu vergleichen. Je mehr Zeit vergeht, desto mehr werden diese Zeugnisse zu historischen Quellen und die zu wenig beleuchtete Entstehungsgeschichte quellenkritisch problematisch. Für ein nicht wissenschaftliches Publikum sind die Lebensgeschichten sicherlich spannend zu lesen. Die Retrospektive – im Vergleich zu unverzüglich niedergeschriebenen Erinnerungen in Tagebüchern – ist ein besonders aufschlußreicher Aspekt dieses Bandes. Anfangsschwierigkeiten werden beispielsweise in der Retrospektive eher erwähnt als in Briefen und Tagebüchern – so meine Erfahrung mit Tagebüchern von Missionsfrauen im 19. Jahrhundert. Desweiteren werden Schwierigkeiten mit der Abwesenheit des mit Missionsaufgaben sehr beschäftigten Ehemannes und die doppelte Fremdheit, Zerrissenheit und Entfremdung explizit angesprochen, was in Tagebüchern nicht der Fall ist. Der zeitliche Abstand ermöglicht folglich eine Distanzierung und Selbstreflexion, die für die Erfahrung der Lebensgeschichten der Missionarsfrauen aufschlußreich ist.

Die Missionarsfrauen, die sich als „Brückenbauer zwischen verschiedenen Gemeinden“ (76) erfuhren, beschrieben ihre Missionszeit in Brasilien, Namibia, Malawi, Argentinien und Chile auf sehr unterschiedliche Weise. Unterschiedliche Schreibstile und dialektale Färbungen tragen zu einem authentischen Erinnern und Beschreiben bei. Die Tatsache, daß die Frauen zu verschiedenen Zeiten an so unterschiedlichen Orten der Welt waren und die thematische Unterteilung der Lebenserinnerungen erschweren den Lesefluß. Selbstzeugnisse in Form von eigenständigen Biographien wären meines Erachtens sinnvoller gewesen, denn so hätte man die Verantwortung, die einzelnen Themenfelder zu sehen, an die emanzipierten Leser abgeben können. Die langjährige Arbeit als Referentin für Frauen in der Ökumene des ELM von Nina Dürr sowie die Erfahrung von Martina Helmer-Pham Xuan als Pfarrerin der deutschsprachigen Evangelischen Gemeinde in Singapur,

Malaysia und auf den Philippinen (1993–1999) haben sicherlich dazu beigetragen, daß dieser Band in der heutigen Form am Ludwig-Harms-Symposium „Die Mission ist weiblich“ in Hermannsburg am 19./20. November 2010 präsentiert werden konnte. Das erklärte Ziel der Herausgeberinnen war es, „erlebte Geschichte von Frauen“ zu sammeln und „Geschichte erfahrbar“ zu machen (Einführung, 10f.). Dieses haben sie sicherlich erreicht. Außerdem verzeichnen sie zwei Erfolge, indem die Missionarsfrauen uns ihre Geschichten erzählt haben und anderen Frauen Mut machten, zu berichten und sich „auf den Weg zu machen“ (149). Daher werden die „Lebensspuren Hermannsburger Missionsfrauen im 20. Jahrhundert“ nicht nur von Missionswissenschaftlern und Historikern, sondern auch von interessierten Leserinnen und Lesern trotz aller angemerkten Schwachstellen und Kritikpunkte sehr geschätzt werden. Diskurse zur Rolle und dem Beruf der Missionarsfrau sowie der Third Culture Kids werden folgen, denn dieser Band wird Diskussionen und wissenschaftliche Arbeiten anregen.

Tanja Hammel, Basel

Alexander Schunka / Eckart Olshausen (Hg.): Migrationserfahrungen – Migrationsstrukturen (Stuttgarter Beiträge zur Historischen Migrationsforschung, Bd. 7), Stuttgart 2010, Franz Steiner, 205 S., 7 Abb., € 40,–, ISBN 978-3-51509437-5

Vor einiger Zeit erbrachte ein Blick in eine gutsortierte Buchhandlung nahe der Universität in Wien das Ergebnis, daß dort mehr als eineinhalb Regalmeter mit aktueller Fachliteratur zu Migration vorrätig waren. Es erstaunte mich, daß so viel unmittelbar greifbar, also tatsächlich im Regal stand – das bedeutete, daß die Nachfrage offensichtlich groß ist. Es erstaunte aber auch wiederum nicht, wenn man sich verdeutlicht, was in den vergangenen Jahren in fast schon inflationärer Weise zu Migration insbesondere im Bereich der Kultur- und Sozialwissenschaften zu diesem Themenkomplex erschienen ist. Insofern muß man sich heute bei jeder neuen Fachpublikation zu Migration vorab die Frage stellen: Was bringt sie Neues? Was unterscheidet sie von anderen? Ist sie überhaupt notwendig?

Der vorliegende Band wurde von Alexander Schunka und Eckart Olshausen in der Reihe „Stuttgarter Beiträge zur historischen Migrationsforschung“ (SBHM) als Band 7 herausgegeben. Er wurde als Sammelband, der zehn Beiträge vereint, umsichtig betreut und bei der Auswahl der Artikel auf Ausgewogenheit und aufeinander sich beziehende Stimmigkeit bei gleichzeitig angestrebter thematischer Vielfalt geachtet. Kein leichtes Unterfangen, wenn man sich verdeutlicht, daß der Titel des Buches äußerst weitgespannt ist: Migrationserfahrungen und Migrationsstrukturen kann alles oder nichts bedeuten. Mit diesem Titel reiht sich das Buch scheinbar nahtlos in die zahllosen Fachbücher zum Thema ein, ohne in besonderer Weise sichtbar zu sein oder neugierig zu machen. Es fehlt auf den ersten Blick das, was man im Marketing als „Alleinstellungsmerkmal“ oder „Unique Selling Proposition“ (USP) bezeichnen würde, das was zum Hineinschauen und zum Kauf anregen soll.

Das ist schade, denn die Mehrzahl der Beiträge sind inhaltlich äußerst spannend und wären es wert, hervor- und herausgehoben zu werden. Aber vielleicht ist das schon der Kern einer möglichen Schwachstelle dieses Buches. Wie die beiden Herausgeber im Vorwort verdeutlichen, ist der Band das Ergebnis eines Kolloquiums des Stuttgarter Arbeitskreises für Historische Migrationsforschung aus dem Jahr 2006, an dem sich in- und ausländische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beteiligt hatten. Das Anliegen des Kolloquiums war es, „in epochenübergreifender Perspektive die erfahrungsgeschichtliche Dimension mit strukturellen Fragen historischer Migrationsforschung“ zu verknüpfen. Das kann Sinn machen, wenn das gelingt. Das Vorwort gibt aber auch durch Nichterwähnung darüber Aufschluß, daß es ansonsten kein regional- oder sachspezifisches Generalthema, keinen Oberbegriff oder eine zentrale Maxime für das Kolloquium gegeben hat. Die Beiträge wirken daher auf den ersten Blick ziemlich bunt zusammengewürfelt, und das wird im Vorwort auch zugegeben, indem das zu Erwartende aufgelistet wird.

Umso mehr ist der Einleitung der beiden Herausgeber gesteigerte Aufmerksamkeit zu widmen, denn dieser obliegt es, einen verbindenden Faden zwischen den einzelnen Beiträgen zu knüpfen und damit aus den partikularen Zugängen wieder etwas aus einem Guß zu machen. Die Einleitung ist tatsächlich wichtig, denn nun erst erschließt sich die Wahl der beiden Begriffe, welche dem Band als Titel vorangestellt wurden. Im Zentrum der Einleitung steht eine fundierte und multiperspektivische Annäherung an den Begriff „Erfahrung“. Dieser wird nicht nur etymologisch und historisch erklärt, sondern in verschiedenen Verwendungskontexten dargestellt und in seinen Konsequenzen für die Betroffenen beleuchtet. Und das ist der eigentliche Kern und der Mehrwert dieses Buches. Es werden individuelle Betroffenheitsszenarien thematisiert. In den der Einleitung nachfolgenden Beiträgen stehen diese bei den meisten im Mittelpunkt der Betrachtung. Und das ist eine begrüßenswerte Herangehensweise an das weite Feld von Migrationskonsequenzen. Es sind nicht die strukturalistischen, mechanistischen Modelle und Systeme, die thematisiert werden (keine Push- und Pull-Modelle!), sondern wohlthuenderweise sind es die individuellen Einzelfälle und die daraus ableitbaren psychischen Belastungen, mit denen Migrierende zu allen Zeiten an allen Orten umzugehen hatten und haben. Es wird zwar in der Einleitung die Frage gestellt, wie sich Erfahrungen von Individuen verallgemeinern bzw. zu Kollektiverfahrungen verschmelzen lassen oder gar Erfahrungsmuster daraus herausgearbeitet werden können, aber dennoch bleiben die verallgemeinernden Schlußfolgerungen in allen Beiträgen relativ bescheiden, und dies ist auch der Grundtenor der Einleitung: es werden Fragen aufgeworfen, Zusammenhänge erläutert und Begrifflichkeiten einer Klärung zugeführt, aber abschließende Interpretationen nur mit der gebotenen Behutsamkeit angeboten. Das ist als sehr positiv zu sehen und freut einen Kultur- und Sozialanthropologen, wie es der Rezensent selbst ist. Die Herausgeber sind sich der Gefahr bewußt, die sich durch solch einen Spagat ergeben kann: Migrations-Erfahrungen als Gegenbegriff zu einer strukturorientierten Migrationsforschung oder gar als methodisch ausgefeilte Analysekategorie zu präsentieren – das ist nicht das Anliegen dieses Bandes. Den Beiträgern geht es weniger um eine Historisierung aktuel-

ler Migrationserfahrungen oder um eine tagespolitisch motivierte Suche nach der Entstehung migrantischer Erinnerungskulturen, wie es die Herausgeber schreiben, sondern allgemeiner um ein Ausloten der erfahrungsgeschichtlichen Dimension von Migration, bei der Fragen der Traditionsbildung und die Formierung kollektiver MigrantInnen-Identitäten eine Rolle spielen können. Man kann sich also nach dem Genuß der Einleitung entspannt auf die einzelnen Beiträge dieses Sammelbandes einlassen, denn man weiß, was einen erwartet.

Der erste Beitrag von Eckart Olshausen beleuchtet das Thema „Exil“ aus der Sicht des Philosophen und Dichters Cicero, der während des römischen Bürgerkriegs auf der falschen Seite gestanden hatte, und der deshalb in dieser Spätphase der Römischen Republik von Cäsar an einer Rückkehr nach Rom gehindert und eine Zeit lang in Brundisium interniert war. Holger Sonnabend befaßt sich mit kulturhistorischen Erscheinungen am Übergang von der Antike zum Mittelalter und appelliert, Migrationsdynamiken aus dieser Epoche nicht eindimensional mit der Völkerwanderung und den damit verbundenen Stereotypen zu verbinden. Sonnabend erläutert an mehreren Beispielen, daß auch hier die individuellen Verlaufsformen und Betroffenheitsszenarien von Migration einen genaueren Blick auf die, zugegebenermaßen begrenzten, Quellen lohnen. Wolfgang Dietz fokussiert auf die Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit und greift Exilserfahrungen zweier württembergischer Bauernkriegsführer auf. Auch bei Alexander Schunka steht Exil im Vordergrund, wenn er das Beispiel eines böhmischen Ständeführers in Konstantinopel beleuchtet. Ulrike Kirchberger wiederum greift ein Beispiel aus der Neuen Welt auf und beschreibt die Missionsreise des Missionars Samuel Kirkland zu den Seneca-Indianern. Die 1848er Revolution spielt sowohl im Beitrag von Heléna Tóth eine Rolle, wo sie ungarischen Emigranten in der Neuen Welt folgt (und damit geographisch eine Brücke zum vorangehenden Beitrag schafft), und bei Johannes H. Voigt, der sich der Emigration dreier deutscher Pädagogen nach 1848 nach Australien widmet. Daniel Kirn greift das Schicksal von Deserteuren der württembergischen Armee der Kaiserzeit auf, Carsten Kretschmann regt an, den Roman des Literatur-Nobelpreisträgers Ivo Andić „Die Brücke über die Drina“ neu und anders zu lesen und Caroline Gritschke spannt den Bogen in die unmittelbare Gegenwart, wenn sie transkulturelle Identitäten türkischstämmiger Migranten der zweiten und dritten Generation im Stuttgarter Nordbahnhof analysiert. Allen Beiträgen ist etwas gemeinsam: es geht um den Umgang mit erzwungenen Ortswechsel, Exil, Verbannung und der Notwendigkeit an einem anderen Ort, in einem fremden Umfeld neu zu beginnen, sich neu zu verorten und sich mit dem mitgebrachten Erbe in einem neuen Umfeld zu adaptieren. Dabei spielen unterschiedliche Strategien des Umgangs mit psychischen Belastungen wie z.B. „Heimweh“ eine zentrale Rolle. So ist es auffallend, daß die Wege vieler Zwangsexilierter wieder in die Heimat führten, obwohl diese dort teilweise harte Strafen zu gewärtigen hatten.

Die einzelnen Beiträge sind interessant, spannend, und zusammenfassend kann gesagt werden, daß es gelungen ist, einen roten Faden durch die Beiträge zu legen. Die Abfolge im Sinne der Aneinanderreihung, aber auch die Wahl der Beiträge insgesamt, geben einen guten Eindruck von den belastenden, häufig tragischen Ereignissen.

nissen und lassen größere historische Ereignisse mit den Augen eines Betroffenen neu auferstehen und fördern dadurch differenziertere Bewertungen. Es ist den Herausgebern und den Autoren zu diesem kompakten Band zu gratulieren! Es ist schön, daß dieser Band überhaupt erschienen ist, denn nicht alle geplanten Bände des Stuttgarter Arbeitskreises für Historische Migrationsforschung e.V. sind in der Vergangenheit auch tatsächlich erschienen, wie ich aus eigener leidvoller Erfahrung weiß. Der vorliegende Band ist gefällig gestaltet, enthält sieben Bilder im letzten Beitrag, eine Tabelle sowie Autorenhinweise und einen Index. Die Literaturverweise befinden sich in den Fußnoten der Beiträge, Layout und Schriftbild folgen lesefreundlichen Richtlinien. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß das Werk eine Bereicherung der vielfältigen Fachliteratur zu Migration darstellt. Die drei eingangs gestellten grundsätzlichen Fragen können daher für die vorliegende Publikation positiv beantwortet werden. Es ist den Autoren und Herausgebern zu wünschen, daß der Band seine Leserschaft findet.

Hermann Mückler, Wien

Bert Becker: Michael Jebsen. Reeder und Politiker 1835–1899. Eine Biographie, Kiel 2012, Ludwig, 856 S., 86 s/w u. 337 farb. Abb., € 49,90, ISBN 978–3–86935–174–2

Michael Jebsen aus Apenrade (dänisch: Aabenraa) in Nord-Schleswig hat als Reeder und Unternehmer in vielen Teilen der Welt und auch ein wenig in der deutschen Politik Spuren hinterlassen. Geboren unter dänischer Herrschaft, wurde er bald nach der Eroberung Schleswig-Holsteins durch preußische und österreichische Truppen im Jahre 1864 Bürger Preußens. Geprägt war er weitgehend von der gemischten deutsch-dänischen Bevölkerung seiner Heimatregion und den unter ihr schwebenden Gegensätzen. Becker erwähnt in seiner Biographie, daß im Hause Jebsen weitgehend der Dialekt Nord-Schleswigs („Kartoffeldänisch“) gesprochen wurde, man sich aber als Schriftsprache des Deutschen bediente. Durch Heiraten mit Personen aus anderen Gegenden aber gewann Deutsch immer mehr die Oberhand. Die häufig auftretenden Identitätsprobleme und der Nationalitätenkonflikt führen auch dazu, daß der Autor eine Unterscheidung zwischen Deutschen und Dänen meist nicht vornimmt, sondern zwischen „Deutschgesinnten“ und „Dänischgesinnten“, wobei Jebsen ganz entschieden zu den ersteren zählte. Die Zerreißproben in der Bevölkerung und die wechselvolle Geschichte Schleswigs nehmen in der Monographie breiten Raum ein. Daneben legt Bert Becker eine Familiensaga von Jebsens Vorfahren seit dem 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart vor. Für den Durchschnittsbürger am bekanntesten wurde Jebsens Enkel Kai-Uwe von Hassel, geboren in Deutsch-Ostafrika, als CDU-Politiker, langjähriger Ministerpräsident von Schleswig-Holstein und später Bundesverteidigungsminister.

Becker stellt fest, daß sich Biographien als literarische Gattung in letzter Zeit großer Beliebtheit erfreuen, diejenigen von Reedern aber die große Ausnahme bilden, mit der Ausnahme Albert Ballins. Dem Autor kam bei der Arbeit an seiner

Monographie zugute, daß die verschiedenen Zweige des Jebsen-Konzerns und seiner Partner seit 2007 systematisch die Archivierung der Überlieferungen betreiben und seine Untersuchungen offensichtlich förderten. Auch die in die Hunderte gehenden Abbildungen, die das Werk auch zu einem ästhetischen Genuß machen, stammen zum großen Teil aus dem Jebsen-Bestand. Im Anhang finden sich neben einem ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnis und Bildnachweisen noch nützliche Register, gegliedert nach Personen, Firmen/Organisationen, Schiffsnamen und Orten. Becker führte für sein Werk umfangreiche Untersuchungen in einer Fülle von Archiven durch, in Deutschland ebenso wie in Dänemark, den Niederlanden und Hongkong, Großbritannien und China. Seine Leistung ist kaum überzubewerten, und jeder andere Autor hätte wohl vor einer derartigen vermeintlichen Sisyphusarbeit kapituliert. Die gewonnenen Erkenntnisse sind daher beachtlich, insbesondere bezüglich der deutschen Schifffahrt in China, aber auch die deutsch-dänische Geschichte betreffend.

In der von Schifffahrt und Werften geprägten Kleinstadt Apenrade durchlief Jebsen zunächst eine Lehre als Segelmacher und fuhr dann wie die meisten seiner Vorfahren zur See, wobei er sich vom Schiffsjungen bis zum Kapitän hochdiente. Fast ein Jahrzehnt lang befuhr er hauptsächlich lateinamerikanische Häfen von Mexiko bis Chile. Die dabei erworbenen spanischen und englischen Sprachkenntnisse sollten ihn später als Mitarbeiter für die Firma Krupp prädestinieren. Ab 1864 aber verlagerte sich sein Schwerpunkt, da er eine attraktive Stelle als Kapitän für eine britische Reederei auf Routen nach China, das seit den 1840er Jahren durch die Öffnung von Vertragshäfen der Schifffahrt lukrative Möglichkeiten bot, und Australien erringen konnte. Lange Zeit war der asiatische Binnenhandel sein Betätigungsfeld, von Französisch-Indochina bis Wladiwostok mit Hongkong als Drehscheibe. Die dabei gesammelten Erfahrungen sollten später einen Großteil seiner wirtschaftlichen Unternehmungen bestimmen. Es ist erstaunlich, daß diese Aktivitäten auf dem Gebiet innerasiatischer Transporte als System die Jahrhunderte überdauert hatten. Schon die Portugiesen hatten im 16. und 17. Jahrhundert hauptsächlich am Handel zwischen asiatischen Ländern verdient und keineswegs durch den Warenverkehr zwischen Europa und Fernost, und als sie von den Niederländern verdrängt wurden, führten diese die Geschäfte noch lange genauso fort, nur mit Einschränkungen allerdings auch die später dominierenden Briten ebenso. Allerdings betätigten sich die modernen Reedereien nicht mehr als Händler, sondern verdienten nur noch am Transport.

In der sich wandelnden Zeit war Jebsen von den 1870er Jahren an Dampfschifffahrts- statt Segelschiffskapitän. Mit der sinkenden Bedeutung der Segelschifffahrt sank auch die Bedeutung seiner Heimatstadt Apenrade als Hafen und Werftplatz. Es erstaunt aber der Nachweis Beckers, daß sich die Dampf- auf Kosten der Segelschifffahrt nur allmählich durchzusetzen begann. Die ältere Schiffsart verfügte noch lange über eine größere Ladekapazität und war weniger stör anfällig, so daß sie unter dem Strich noch über längere Zeit kostengünstiger blieb. Den Garaus machte ihr zum großen Teil der Bau des 1869 fertiggestellten Suez-Kanals, den Segelschiffe nicht durchfahren konnten. Bevorzugte Werft wurde auch für die Nordschleswiger

nun Howaldt in Kiel, später Blohm und Voss in Hamburg mit ihren Kapazitäten für größere Einheiten.

Ab 1874 war Jepsen als Flottenmanager ca. acht Jahre für die Firma Krupp in den Niederlanden tätig. Das entsprach aber offenbar nicht seinen eigentlichen Neigungen, die nach unabhängiger Tätigkeit strebten. Schon in dieser Zeit machte er 1878 mit dem Erwerb seines ersten Dampfers den Schritt vom Angestellten zum selbständigen Reeder, nachdem er zuvor nur Beteiligungen bei anderen Unternehmen besessen hatte. Ab 1882 nahm er wieder seinen Wohnsitz in Apenrade und baute sich nach und nach eine eigene Flotte auf, die zu seinen Lebzeiten auf 14 Dampfer anwachsen sollte. Daneben schuf er ein Netzwerk zusammen mit anderen Reedern und mit Werften, das oft durch persönliche Freundschaften und Heiraten an Stabilität gewann. Neben der europäischen Küstenschiffahrt hatte Jepsen seinen Schwerpunkt in China – und das sollte auch unter seinen Erben und Nachfolgern so bleiben. Immer noch waren innerasiatische Transporte das Hauptgeschäft. Der Transport von Reis aus Indochina in andere Länder war dabei die krisensicherste Geschäftsart. Die Mannschaften bestanden meist aus Kostengründen aus Chinesen. Erleichtert wurden die Geschäfte durch die 1895 vollzogene Gründung der Firma Jepsen und Co. in Hongkong durch Jepsens Sohn Jacob und dessen Partner Heinrich Jessen.

Eher widerwillig ließ sich Michael Jepsen, der zwar lange kommunalpolitisch tätig war und viele Ehrenämter – oft im pro-deutschen Sinne – ausfüllte, zum Engagement in der großen Politik drängen. Schließlich aber wurde er 1890 Reichstagsabgeordneter für die Nationalliberalen. Aus Familientradition war er für den Freihandel der Liberalen mit ihrer antikonservativen Haltung und gegen Agrarier-Interessen und ihre Lobby eingestellt. Seit seiner Zeit als Reichstagsabgeordneter schwächte sich seine ursprünglich kritische Haltung gegenüber Preußen und dem von ihm dominierten Deutschen Reich merklich ab, als unter den Kanzlern nach Bismarck der Freihandel sich weitgehend durchsetzte. Im Rückblick verklärte sich sogar sein Bismarck-Bild, so daß Jepsen zum Initiator für die Errichtung eines kolossalen und kostspieligen Denkmals für den „Eisernen Kanzler“ in seiner Heimat wurde. Die neuen Gegner wurden für Jepsen nun Sozialdemokraten und Linksliberale.

In der Führung der Nationalliberalen Partei spielte Jepsen keine Rolle, doch machte er als Experte und Lobbyist für die Handelsschiffahrt und schließlich auch zugunsten des Aufbaus einer deutschen Kriegsflotte seinen Einfluß geltend. Dem Kolonialismus stand er hingegen reserviert gegenüber, am deutlichsten sichtbar beim Erwerb des chinesischen Kiautschou. Er verlor seinen Sitz im Reichstag 1898, errang statt dessen aber einen im Preußischen Landtag, starb jedoch kurz darauf.

Jepsen eckte lebenslang bei den dänischen Nordschleswigern mit seiner unzugänglichen Art an. Die Deutschen benannten in Apenrade eine Straße nach ihm, die umbenannt wurde, als Nord-Schleswig 1920 wieder an Dänemark fiel. Dem Wandel folgte auch die Zerstörung des durch Jepsens Initiative seinerzeit errichteten Bismarck-Denkmals auf dem Knivsberg bei Apenrade. Im Jahre 2005 wurde allerdings ein Platz in der Stadt nach dem umstrittenen Reeder benannt, deutliches Zei-

chen der Entspannung im deutsch-dänischen Verhältnis, um das Jepsens Enkel Kai-Uwe von Hassel sich als Ministerpräsident von Schleswig-Holstein so verdient gemacht und wofür er von Königin Margrethe II. im Jahre 1980 einen hohen Orden erhalten hatte.

Gerhard Krebs, Berlin

Peter Winzen: Das Ende der Kaiserherrlichkeit. Die Skandalprozesse um die homosexuellen Berater Wilhelms II. 1907–1909, Köln / Weimar / Wien 2012, Böhlau, 366 S., € 39,90, ISBN 978–3–412–20630–7

Von Mitte November 1906 bis Ende April 1907 ließ der namhafte Publizist Maximilian Harden in seiner vielgelesenen Wochenschrift „Die Zukunft“ eine Reihe von Artikeln erscheinen, in denen er sich sehr kritisch mit dem Kreis um den Freund des Kaisers, Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld, die sogenannte Liebenberger Tafelrunde, auseinandersetzte. Damit wollte er Eulenburg, den er als ungesunden Spätromantiker und Geisterseher bezeichnete, seines von ihm als unheilvoll empfundenen politischen Einflusses auf den Monarchen berauben. Zunächst sprach er dabei nur sehr verklausuliert an, daß in diesem Kreis besondere sexuelle Neigungen bestanden. In späteren Artikeln äußerte er sich etwas deutlicher, namentlich hinsichtlich der Homosexualität Eulenburgs. Harden erreichte sein Ziel. Kaiser Wilhelm II., vom Kronprinzen über die Artikel und deren lebhaftes Echo in der Presse informiert, gab im Mai 1907 Weisung, einige Angehörige der Tafelrunde, unter ihnen auch der frühere Flügeladjutant des Kaisers und nunmehrige Stadtkommandant von Berlin, Kuno Graf Moltke, aus ihren militärischen Ämtern zu entfernen. Der Ablöseprozeß von Eulenburg zog sich wegen dessen Widerspruch etwas länger hin.

Die Artikelserie führte zu einer Reihe von Prozessen, die in Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus breiteste Aufmerksamkeit fanden. Sie enthüllten schwere Mißstände in der Umgebung des Kaisers und in den Eliteregimentern in Potsdam. Peter Winzen, ein freiberuflicher Historiker, der sich seit vielen Jahren immer wieder mit dem Reichskanzler Bülow beschäftigt hat, stellt diese spektakuläre Prozeßserie, gestützt auf ein außerordentlich breites Quellenmaterial aus vielen Archiven und auf die Memoirenliteratur, eindrucksvoll vor Augen und legt die Motive und Aktivitäten der Kläger und Beklagten sowie ihrer Anwälte, der Staatsanwaltschaft, der preußischen Justizbehörden und hoher Amtsträger bis hin zum Reichskanzler umfassend dar. Stets blickt er auch auf die öffentliche Meinung. Insgesamt mehrt er unsere Kenntnis über jenes Geschehen sehr.

Im Juni 1907 erhob Kuno Graf Moltke gegen Harden Klage wegen Beleidigung und übler Nachrede. Über sie wurde vom 23. bis 29. Oktober vor dem Amtsgericht Berlin-Moabit verhandelt. Dieser erste Hardenprozeß, bei dem die Öffentlichkeit nicht ausgeschlossen wurde, wiewohl das Eheleben Moltkes und sexuelle Praktiken hoher Offiziere zur Sprache kamen, endete mit dem Freispruch Hardens. Das Gericht kam zu der Überzeugung, daß der Beklagte den Beweis für die Wahrheit sei-

ner Behauptungen erbracht habe. Moltke ging in die Berufung, und die Staatsanwaltschaft erhob nun Anklage gegen Harden. Im zweiten Hardenprozeß, der von Mitte Dezember 1907 bis zum 3. Januar 1908 vor der Vierten Strafkammer des Landgerichts Berlin I unter zeitweiligem Ausschluß der Öffentlichkeit stattfand, wurde Harden zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Dagegen legte er Revision beim Reichsgericht in Leipzig ein. Etwas später eröffnete er eine zweite Front. In einem bayerischen Blatt erschien im März ein Artikel über den Prozeß, der zwar eindeutig für Harden Stellung nahm, in dem aber beiläufig bemerkt wurde, Harden habe vielleicht von seinen Gegnern eine Million erhalten, damit er nicht noch mehr enthülle. Deshalb erstattete Harden gegen den Redakteur Anton Staedele Strafanzeige wegen Beleidigung. Viel spricht dafür, daß es sich bei Staedeles Artikel um eine erbetene Veröffentlichung handelte, und so kann man wohl von einem Prozeß auf Bestellung sprechen. Er fand am 21. April in München statt und gab Harden die Gelegenheit, zwei Zeugen zu präsentieren, die Eulenburgs Aussagen im zweiten Hardenprozeß widersprachen und ihn schwer belasteten. So ließ die Staatsanwaltschaft in Berlin den einstigen Kaiserintimus verhaften und erhob gegen ihn Anklage wegen Meineids. Das gegen ihn Ende Juni im Schwurgericht Berlin Moabit eröffnete Verfahren führte nicht zu einer Verurteilung, da Eulenburg sehr gekonnt eine schwere Erkrankung simulierte und damit immer wieder eine Vertagung der Verhandlung erreichte, dreizehn Jahre lang bis zu seinem Tode im September 1921. Das im zweiten Hardenprozeß ergangene Urteil hob das Reichsgericht im Mai 1908 unter Hinweis auf rechtliche und prozessuale Mängel in vollem Umfang auf und verfügte eine erneute Verhandlung durch die Vorinstanz.

Harden wollte die Affäre, die schon so viel Aufsehen erregt hatte, nun möglichst klein halten, aber natürlich sein Gesicht wahren. Nach längeren Verhandlungen über Mittelsmänner einigte er sich mit Moltke auf einen Vergleich, den dieser am 19. März 1909 unterschrieb, Harden zwei Tage später. Darin wiederholte Harden die in der „Zukunft“, vor dem Schöffengericht und vor dem Landgericht abgegebene Erklärung, daß er den Grafen Moltke in seiner Wochenschrift nicht der Homosexualität bezichtigt habe. Moltke akzeptierte das, und beide Herren teilten die Auffassung, daß sich nach dieser Erklärung jede Beweisaufnahme erübrige. Bei der Übermittlung des Vergleichs an die Staatsanwaltschaft sprachen sie die Hoffnung aus, daß das Verfahren nun rasch erledigt werden könne. Sie fügten hinzu, daß sie gegen dessen Einstellung nichts einzuwenden hätten. Gleichwohl fand der dritte Hardenprozeß statt, er dauerte nur einen Tag. Harden legte ausführlich die Motive für seine Artikelserie dar, nämlich Schaden vom Deutschen Reich zu wenden, konnte das Gericht aber nicht überzeugen. Es verurteilte ihn am Abend des 20. April wegen übler Nachrede zu einer Geldstrafe von 600 Mark und zur Übernahme der Kosten aller drei Prozesse. Dieser Richterspruch empörte Harden verständlicherweise viel mehr als der vom 3. Januar 1908. Er widerrief am folgenden Tage den Vergleich mit Moltke, da der in seiner Aussage vor Gericht nur von „nicht direkt bezichtigt“ gesprochen hatte, und legte wiederum Revision ein. Nun wirkte Reichskanzler Bülow über den mit Harden befreundeten Hamburger Reeder Ballin auf eine Beendigung der Prozeßserie hin. Er ließ Harden aus seinem Dispositions-

fonds 40.000 Mark zur Deckung der Unkosten zukommen. Daraufhin zog Harden seinen Revisionsantrag zurück.

Bülow war für die Hardenprozesse von entscheidender Bedeutung. In seinen umfangreichen 1930 posthum veröffentlichten „Denkwürdigkeiten“ tat er freilich so, als habe er ihnen ganz fern gestanden, aber das entsprach ganz und gar nicht den Tatsachen, wie seit 80 Jahren bekannt ist. In der kritischen Aufsatzsammlung zu den Memoiren, die der Berliner Bibliothekar Friedrich Thimme 1931 in München unter dem Titel „Front wider Bülow“ herausbrachte, sagte Dora von Beseler, die Tochter des preußischen Justizministers zur Zeit der Hardenprozesse, ihr Vater habe ihr damals mitgeteilt, daß Bülow ein äußerst lebhaftes Interesse an den Prozessen gehabt und immer wieder versucht habe, auf sie Einfluß zu nehmen. Er sei es gewesen, der hinter Hardens Angriffen auf Eulenburg und seinen Freundeskreis gestanden habe. Harden war über die Besonderheiten des Eulenburgkreises seit seiner Bekanntschaft mit Bismarck Anfang 1892 informiert und hatte danach manche weitere Kenntnis erlangt, aber immer gezögert, das publizistisch einzusetzen – abgesehen von einer knappen Warnung 1902. Bülow also war es, der ihn dazu brachte, sein Wissen für die Bekämpfung der Tafelrunde zu verwenden. Über Bülows Motive dafür hatte Minister Beseler seiner Tochter nichts sagen können. Aus anderer Quelle erfuhr sie viel später, daß er damals fürchtete, Eulenburg wolle ihn aus der Kanzlerschaft verdrängen; dem habe er zuvorkommen wollen. Der Vortragende Rat im Auswärtigen Amt Friedrich von Holstein nannte im November 1907 in einem (1932 publizierten) Brief an seine Cousine Ida von Stülpnagel einen anderen Grund für Bülows Entscheidung, gegen Eulenburg in die Offensive zu gehen. Der Ausgang der ersten Marokkokrise 1905/06 wurde in der deutschen Öffentlichkeit weithin als unbefriedigend empfunden und Bülow angelastet. Dem Freundeskreis Eulenburgs gehörte auch ein homosexueller Rat an der französischen Botschaft in Berlin an, Raymond Lecompte. Von Eulenburg sei Lecompte sehr genau über die Haltung des Kaisers informiert gewesen, es Marokkos wegen auf keinen Fall zum Kriege kommen zu lassen, und der habe das nach Paris gemeldet. Bülow war, wie er Holstein sagte, überzeugt, daß Eulenburg und Lecompte es waren, „die unsere Marokkopolitik haben scheitern machen“. Dementsprechend behandelt Winzen die Marokkokrise einleitend recht breit.

Bülow war der eindeutige Gewinner der Skandalprozesse. Sein Ziel, Eulenburg auszuschalten, hatte er erreicht. Der Preis dafür war allerdings hoch. Das Ansehen der Monarchie und vor allem der Hofkreise wurde beträchtlich beschädigt, und die lebhaft öffentliche Justizkritik nahm angesichts mancher Fragwürdigkeiten im Verlauf der Prozesse und der politischen Einflußnahme auf sie an Stärke zu. Trotz des Sieges über seinen im Hintergrund tätigen Gegner konnte Bülow seine Stellung als Kanzler nicht dauerhaft festigen. Das unglückliche Interview eines britischen Offiziers mit Wilhelm II., das am 28. Oktober 1908 in der Zeitung „Daily Telegraph“ erschien und zu einem Entrüstungsturm in Deutschland und England führte, störte die Beziehung zwischen Kaiser und Kanzler empfindlich. Bülow hätte die Publikation dieses ihm zur Prüfung vorgelegten Textes verhindern müssen. Daß er es nicht tat, hing womöglich mit seiner Inanspruchnahme durch die Skandalpro-

zesse zusammen. Ab Herbst 1908 war seine Position erschüttert. Eine Abstimmungsniederlage im Reichstag im Juni 1909 wegen einer wichtigen Finanzfrage nahm er zum Anlaß, seinen Abschied zu erbitten, Mitte Juli erhielt er ihn. Auf diesen Zusammenhang geht Winzen nur recht kurz ein. Auch an anderer Stelle wäre eine breitere Einbeziehung des Ertrags jüngster Forschungen zu politischen Konstellationen in Deutschland in den letzten Jahren vor dem großen Kriege dienlich gewesen. Die Stellung des Kaisers war, wie stärker hätte betont werden sollen, nach 1908 eine andere und schwächere als zuvor. Aber das sind kleine Monita. Fraglos hat Winzen eine sehr gewichtige Studie zur wilhelminischen Ära vorgelegt.

Hans Fenske, Speyer

Olaf Jessen: Die Moltkes. Biographie einer Familie, München 2010, C.H. Beck, 477 S., 56 Abb., 1 Stammtafel, € 22,95, ISBN 978-3-406-60499-7

Olaf Jessen, ein freiberuflicher Historiker, der in Freiburg im Breisgau lebt, ist Verf. zahlreicher Veröffentlichungen zur preußischen und deutschen Geschichte. In dem vorliegenden, glänzend geschriebenen Buch erzählt er die Geschichte der Familie von Moltke, die wie keine andere Militär und Politik der deutschen Geschichte geprägt hat. Die Moltkes haben über sieben Generationen, vom Zeitalter Napoleons bis in unsere Gegenwart, eine führende Rolle gespielt: als Schlachtensieger und gescheiterte Weltkriegsstrategen, demokratische Regierungschefs und Innenminister des Kaisers, homosexuelle Komponisten und patriarchalische Gutsbesitzer, Botschafter des NS-Regimes und Widerstandskämpfer gegen Hitler, Investmentbanker in New York und Visionäre eines geeinten Europa. Helmuth von Moltke, der Sieger von Königgrätz und Sedan, wurde zur Ikone des Kaiserreichs, der Widerstandskämpfer Helmuth James von Moltke zur Identifikationsfigur einer demokratischen und weltoffenen Bundesrepublik.

Jessen ist an die komplizierte Aufgabe herangegangen, in einer Biographie die Geschichte dieser weltbekannten Familie zu schildern. Man muß sagen, daß es ihm ohne Zweifel gelungen ist. Dem Leser steht ein sehr gut lesbares, gut recherchiertes und faktenreiches Buch zur Verfügung. Der Autor beschreibt auf 477 Seiten, wer die Moltkes waren. Dabei geht es ihm nicht darum, einfach einzelne Lebenswege nachzuzeichnen. Er will vielmehr auch den Kontext der Zeit deutlich machen; manche Lebenswege lassen sich nämlich nur vor dem Hintergrund der sogenannten „großen“ Geschichte erklären. Ausgangspunkt seiner Darstellung bildet das Zeitalter der Napoleonischen Kriege. Zwei Moltkes – der junge Leutnant Friedrich Franz Graf von Moltke an der preußischen Seite und der Major Friedrich Philipp Victor von Moltke auf der dänischen Seite – stoßen 1809 in Stralsund aufeinander. Der Sieg des einen ist zugleich die Niederlage des anderen; gleichwohl, dieses eher zufällige Ereignis vermittelt einen kleinen Eindruck von den internationalen verwandtschaftlichen Beziehungen adliger Familien, aber auch der Bedeutung von Loyalität gegenüber dem eigenen König, hier dem dänischen auf der einen, dem Einfluß des nationalen Gedankens auf der anderen Seite.

Der Verf. zeichnet die meisten Lebenswege mit viel Gespür nach, verknüpft sie wo möglich und wechselt klug die Blickrichtung, um deutlich zu machen, warum manche Personen sich so entwickelten, wie sie es schließlich taten. Daß die bekanntesten Protagonisten der Familie – Helmuth der Ältere und Helmuth der Jüngere sowie Helmuth James – eine etwas herausgehobenere Rolle spielen, liegt auf der Hand. Aber andererseits ist es zu schätzen, daß Jessen die anderen Angehörigen der Familie an keiner Stelle vergißt. So ist z.B. interessant, daß man etwas mehr über die Frauen in der Familie erfährt.

Gut gelungen ist auch die intensive Darstellung und mit Recht hohe Gewichtung der Veränderungen durch die Machtübernahme Hitlers, in deren Verlauf das klassisch staatstragende Denken und hochkonservative Handeln der von Moltkes sich bricht an jener Haltung, die der Freiheit den Vorzug gibt und sich damit im Dritten Reich von der prinzipiell staatstragenden Haltung abwendet und hinein in den Widerstand geht. Es war dies eine innere Zerreißprobe für die Familie, aber gerade jene Haltung setzte nach Ende des Krieges Maßstäbe für die Bedeutung der Familie in der neuen Bonner Republik.

Abschließend ist festzuhalten, daß das vorliegende Werk ein grandioses Porträt des Adelsgeschlechts bietet. Es handelt sich um eine äußerst lesenswerte Biographie, die einen konzisen Einblick in die Geschichte einer Familie und der Zeiten leistet, die diese einerseits geprägt haben, durch die sie in Teilen aber auch geprägt wurden. Deshalb kann ich den Band allen Lesern wärmstens empfehlen.

Lukáš Novotný, Pilsen

Richard Lein: Pflichterfüllung oder Hochverrat? Das militärische Verhalten der Tschechen im Ersten Weltkrieg (Europa Orientalis hg. v. Institut für Osteuropäische Geschichte an der Universität Wien, Bd. 9), Münster u.a. 2011, LIT, 441 S., 21 s/w Abb., 3 Karten, € 49,90, ISBN 978-3-643-50158-5

Die Diskussion über das Verhalten der Tschechen während des Ersten Weltkrieges dauert mehr als neunzig Jahre. Die Kritiker sprechen von einer angeblich allgemeinen illoyalen Stellung der Tschechen gegenüber der Habsburgermonarchie, über Fälle „des Verrats und der Feigheit vor dem Feinde“ einzelner Einheiten an der russischen Front. Die Angriffe der Deutschnationalen liefen schon seit der Sitzung des Reichsrats im Jahre 1917. In der Zwischenkriegszeit kritisierte ein wesentlicher Teil der deutschen und österreichischen Historiker das Verhalten der Tschechen und bezeichnete, entgegen der Aussage der Fakten, das Verhalten irgendwelcher Einheiten mit einer Überzahl an tschechischer Mannschaft als Verrat. Es war absurd, daß die Position der tschechoslowakischen offiziellen Kreise, Historiographie und Publizistik, die die tschechoslowakischen Legionäre glorifizierten, auch noch die Theorien über den „Verrat der Tschechen“ bestätigte.

Das Ziel der Publikation Leins besteht in der kritischen Analyse und Bewertung der Erkenntnisse über die zwei bekanntesten Fälle des angeblichen Verrats der Tschechen – es handelt sich um das Verhalten des 28. Infanterieregiments in der Schlacht bei Esztebnekhuta im April 1915 und des 35. bzw. 75. Infanterieregiments in der Schlacht bei Zborów im Juli 1917. Der wichtigste Beitrag des Verf. besteht darin, daß er durch seine umfangreiche Forschung die langjährige Diskussion beendet. Lein kommt zum Schluß, daß „eine genaue Analyse der im Wiener Kriegsarchiv aufliegenden Akten und Dokumente zeigt, daß vom militärischen Standpunkt aus diese Vorwürfe in keiner Weise zu rechtfertigen sind“. Der Verf. kann klar nachweisen, daß das 28. Infanterieregiment im April 1915 einen kritischen Abschnitt der Front gegen große Überlegenheit der Russen voller Entschiedenheit verteidigte. Lein hält den Vorwurf des Verrats und die darauf folgende Auflösung des 28. Regiments für völlig haltlos. Der Verf. schreibt weiter, daß das Armeeoberkommando (Kriegsministerium) niemals eingestanden hat, daß es sich um einen Irrtum und eine Ungerechtigkeit handelte und infolgedessen der Mythos vom „Verrat der Tschechen“ Jahrzehnte weiterleben konnte.

Die Ergebnisse Leins werfen auch ein neues Licht auf den zweiten Fall, die Schlacht bei Zborów im Juni 1917. Beide Regimenter, das 35. und das 75., sollten in verhältnismäßig starken Verteidigungsstellungen einer mächtigen russischen Offensive widerstehen. Sie mußten zwar einige Kilometer zurückweichen, konnten aber den Durchbruch des Feindes verhindern. Das österreichische Oberkommando unterschätzte die Kraft des russischen Angriffs und begründete den eigenen Mißerfolg mit der Behauptung, daß in den Abschnitten der Front, in denen die Russen eine Einheit tschechischer und slowakischer Freiwilliger eingesetzt hatten, das 35. bzw. 75. Infanterieregiment fast keinen Widerstand geleistet hätte und damit des Verrats schuldig geworden wäre. Obwohl das Militärgericht diese Anklage verwarf, machte das Armeeoberkommando die „tschechischen“ Regimenter weiterhin für die Niederlage verantwortlich.

Leins Forschungen und Ergebnisse basieren auf einer umfangreichen, sorgfältigen und intensiven Auswertung der Quellen im Wiener Kriegsarchiv und im Prager *Vojenský ústřední Archiv*. Der Verf. zog auch die vorhandene Erinnerungsliteratur zu einem erheblichen Maße kritisch heran, und er belegt ein respektable Kenntnis der Sekundärliteratur. Ohne Einschränkung läßt sich sagen, daß in Leins Bibliographie kein Titel fehlt, der für die Erforschung der oben erwähnten Problematik von Bedeutung ist. Nicht zuletzt belegt der Verf. auch umfangreiche Kenntnisse der tschechischen Fachliteratur inklusive der neuesten Werke. Als besonders positiv möchte ich das Kapitel, das der Organisation und dem Aufbau der österreichisch-ungarischen Armee, der Nationalitätenpolitik in den Streitkräften und der Beurteilung der Situation am Vorabend des Ersten Weltkrieges gewidmet ist, herausstellen. Den Kern der Arbeit bilden jedoch das dritte und vierte Kapitel.

Die qualitätsvolle Arbeit gibt definitive Antworten auf eine ganze Reihe von bislang unbeantworteten und strittigen Fragen. Leins Schlußfolgerungen sind nachvollziehbar. Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß in den österreichisch-ungarischen Streitkräften während des Ersten Weltkrieges mehr als eine Million Tsche-

chen dienten, bietet der vorliegende Band meiner Meinung nach einen objektiven Blick auf die Beteiligung dieser Soldaten im Weltkrieg.

Aleš Skřivan Sr., Prag

Asien

Kerrin Gräfin von Schwerin: Wissen und Kontrolle. Das Große Spiel in Asien im 19. Jahrhundert, Frankfurt/M. u.a. 2012, Peter Lang, 377 S., 13 Abb., € 59,80, ISBN 978–3–631–63587–2

Als Großbritannien und Rußland 1907 einen Vertrag über die Abgrenzung der gegenseitigen Interessen in Zentralasien schlossen, beendete dies vorerst eine Auseinandersetzung, die schon von den Zeitgenossen als das „Great Game“ bezeichnet worden ist. Gemeint war das Ringen um Einflußzonen in einem langen Bogen, der von Persien über Afghanistan bis nach Tibet und China reichte. Die besondere Brisanz lag unter anderem darin, daß damit über den nördlichen Zugang nach Indien entschieden wurde, dem nach dem Verlust der nordamerikanischen Kolonien wichtigsten Besitz des britischen Empire. Entsprechend gab es in London, Kalkutta oder Delhi nicht wenige Beobachter, die von dem Alptraum der Invasion einer russischen Landstreitmacht in Indien getrieben waren, der man als Kolonialmacht, deren Stärke vor allem auf der Flotte beruhte, nur wenig entgegenzusetzen gehabt hätte. Ob das zaristische Rußland jemals in der Lage gewesen wäre, einen solchen Angriff zu führen, sei dahingestellt. Die ungeklärten Ansprüche vor Ort und damit verbundene Befürchtungen, der Rivale könnte schneller sein, setzten jedenfalls auf beiden Seiten beachtliche Aktivitäten zur Klärung der Besitzansprüche in Zentralasien in Gang. Das große Spiel begann. Daß die Beherrschung und der territoriale Zuschnitt Afghanistans zu seinem eigentlichen Zentrum wurden, macht dieses Beispiel imperialistischer Machtrivalitäten aus heutiger Sicht umso interessanter.

Mit dem Zuschnitt auf das Verhältnis von Wissen und Macht gibt Kerrin Gräfin von Schwerin ihrer Darstellung des „Great Game“ eine Richtung, die in Forschungen zum europäischen Ausgreifen in die Welt in letzter Zeit besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Um die das Mutterland an Größe häufig um ein Vielfaches übertreffenden Territorien zu kontrollieren, waren die Europäer neben militärischer Stärke auch auf möglichst umfangreiches Wissen angewiesen. Mit diesem ließen sich bestehende Machtstrukturen nutzen, neue implementieren oder auch bereits geltende Regeln in eigene Vorschriften und Gesetze umformen. In den häufig für Europäer extrem unzugänglichen Gebieten in Zentralasien ging es schließlich auch darum, geographisches Wissen zu erwerben. Erst mit dessen Hilfe waren

Abgrenzungen nach europäischem Verständnis möglich. Entlang solcher Überlegungen ist die Studie von Gräfin Schwerin im Wesentlichen zweigeteilt. In einem ersten, systematischen Teil wird in die Strukturen und Voraussetzungen des britischen Wissens bzw. der britischen Wissensproduktion (zu einem geringeren Teil auch des russischen Gegenübers) eingeführt. Über den Aufbau der indischen Verwaltung und ihrer zivilen wie militärischen Organisation wird dabei ebenso informiert wie über Transportbedingungen, Handelswege und Kommunikation. In einem ausführlicheren zweiten Teil geht es dann um den allmählichen Wissensgewinn und die damit einhergehende Bildung einer tatsächlichen Vorstellung davon, wo die jeweiligen Grenzen liegen könnten. Im Zentrum steht die Darstellung der Perspektive vor Ort. Nicht die globalen diplomatischen Überlegungen und Konzepte stehen im Mittelpunkt. Gräfin von Schwerin nimmt vielmehr meist die Sichtweisen der politischen Agenten vor Ort, der Verwaltungen in den Kolonien oder auch der Forschungs- und Entdeckungsreisenden ins Visier. Die Quellen bestehen so überwiegend aus Darstellungen von Reisen bzw. den Reise- und Expeditionsberichten selbst.

Auf dieser Basis vermag die Studie vor allem die großen Schwierigkeiten darzustellen, die der physischen wie kognitiven Durchdringung der umstrittenen Regionen im Wege standen. Erst in den Jahren um 1900 gelang es zum Beispiel einer britisch-russischen Grenzkommision, einen afghanisch-russisch-chinesischen Grenzverlauf im schwer zugänglichen Pamirgebiet zu bestimmen. Besonders prekär blieb auch stets der Zugang nach Tibet. Noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bedienten sich die Briten hier einheimischer Helfer, die man in Vermessungstechniken ausbildete, da Europäern der Zugang verwehrt blieb bzw. dieser für sie zu gefährlich war. An solchen Beispielen wird deutlich, daß Briten wie Russen keineswegs die alleinigen Herren des „Spiels“ waren. Einheimische Akteure setzten oft genug Grenzen, zumal die Unterstützung durch die Mutterländer häufig viel geringer war, als es sich die Vertreter vor Ort wünschten. Die prominenten Fälle bieten hier natürlich die beiden britischen Afghanistankriege von 1839/42 und 1878/81, die diese grundsätzliche Schwäche überdeutlich demonstrierten. Zumindest gelang es den Briten im zweiten Krieg, einen ihnen genehmen Herrscher einzusetzen. Aber auch dessen Stellung blieb prekär.

Im Ergebnis deutet Gräfin von Schwerin auch solche Beispiele als Probleme von Wissen. Die Informationen, das Verständnis der Verhältnisse vor Ort blieben zu gering. Eine aktivere Beherrschung war auf dieser Basis nicht möglich. So ist die Studie vor allem ein Beitrag über die Grenzen des Wissens und damit auch der Macht. Wissen und Macht entwickelten in diesen Regionen lange nicht die Durchschlagskraft, die im indischen Kernland von den Vertretern der Postcolonial Studies beschrieben worden ist. Das heißt aber nicht, daß sich die auf der Wissensproduktion beruhende europäische Macht nicht auch hier verhängnisvoll auswirken konnte. Deutlich macht von Schwerin das an der britischen Invasion in Tibet von 1903/04. Sie destabilisierte das Land so weit, daß nach dem britischen Abzug der chinesische Zugriff wieder einmal möglich wurde.

Und das große Spiel der beiden europäischen Großmächte? Ungeachtet der Verhältnisse vor Ort ließ sich deren Mißtrauen auch nicht durch die Arbeit von gemeinsamen Grenzkommissionen oder selbst dem Vertrag von 1907 bereinigen. Eine russische Invasion Indiens blieb auch danach das Schreckgespenst einflußreicher britischer Politiker und Diplomaten. Auch deswegen schien ihnen die Pflege der Beziehungen zu Rußland wichtiger als zum Beispiel die zu Deutschland. Insofern hatte das große Spiel doch große weltpolitische Folgen bis hin zum Kriegsausbruch von 1914. Das Verdienst der Studie von Kerrin Gräfin von Schwerin liegt aber weniger in solchen Fragen der großen Politik als in der Beschreibung der Praxis sowie der Folgen des „Great Game“ vor Ort.

Friedrich Kießling, Erlangen

Wolfgang Kaufmann: Das Dritte Reich und Tibet. Die Heimat des „östlichen Hakenkreuzes“ im Blickfeld der Nationalsozialisten (zugl. Diss. Fern-Universität Hagen, 2008), Ludwigsfelde, Ludwigsfelder Verlagshaus 2012, 3. überarb. Aufl., 966 S., € 49,80, ISBN 978–3–933022–58–5

Die spezifische Faszination für den Himalaya, das höchste Bergmassiv der Welt, ist ein Kontinuum der deutschen Geschichte. Tibet ist wohl bis heute, aller politisch-historischen Entwicklung um den chinesisch-tibetischen Konflikt zum Trotz, weiterhin das Synonym für den Fluchtpunkt aller Zivilisationskritiker und Lebenssinnsuchenden. Die abenteuerlichen Forschungsberichte von Wilhelm Filchner und Sven Hedin, aber auch Herbert Tichys Beschreibung seiner Reise „Zum heiligsten Berg der Welt“ (1937), dem Kailas, bestimmten die Perspektive des deutschsprachigen Europa auf das Hochplateau. Die alpinen deutschen Himalaya-Expeditionen trugen in den 30er Jahren zur Intensivierung des deutschen Interesses an Tibet bei. Die Popularisierung Tibets, das seit jeher eine „magische“ Anziehungskraft ausstrahlt und die archaische Verschmelzung des Menschen mit der überwältigenden, vermeintlich göttlichen Naturgewalt symbolisiert, hat ihre Anfänge schon weit vor Hitlers Machtübernahme. Sobald man sich mit der deutschen Sehnsucht nach dem Himalaya beschäftigt, erkennt man, daß Faszination und Tragik, Größenwahn und Schrecken in dieser Beziehungsgeschichte eng verknüpft sind. Schon der erste deutsche Forschungsreisende, der den Himalaya erreichte, Adolf Schlagintweit, fand ein furchtbares Ende, als er 1857 in Kaschgar von dem turkestanischen Wali Khan enthauptet und sein Kopf zur Abschreckung in eine Schädelpyramide eingefügt wurde.

Die spektakulären deutschen Nanga Parbat-Expeditionen 1934 und 1937 endeten in Katastrophen. 1934 fand der deutsche Expeditionsführer Willy Merkl, gemeinsam mit seinem Sherpa, eingeschlossen in einer Höhle auf über 6.000 m Höhe, einen eisigen Tod. Drei weitere Deutsche und fünf Tibeter fielen dem fatalen Wetterumschwung zum Opfer. Eine Lawine tötete 1937 auf einen Schlag die meisten Bergsteiger der Nachfolgexpedition. Der scheinbar unbezwingbare Berg des Karakorum-Himalaya-Massivs wurde in den alpinistischen Berichten zu einem

personalisierten Feind des Übersinnlichen, der sich dem „Angriff“ des Grenzen überwindenden NS-Ideals des heroischen Menschen immer wieder erwehrt. So wurde der Nanga Parbat bis zur Erstbesteigung 1952 und letztendlich bis heute im kollektiven Gedächtnis zum „Schicksalsberg der Deutschen“. Nach dem Krieg waren es Bücher wie Heinrich Harrers „Sieben Jahre in Tibet“ (1952) und Fernsehformate wie Hajo Baumanns Filmreisen durch Ost-Tibet. Unter dem charakteristischen Titel „Dämonen auf dem Dach der Welt“ trugen die „Terra X“-Folgen „Tibet unbekanntes Land“ und „Expedition zum Schneeujuwel“ (Erstsendung 1989, VHS 1992) maßgeblich zur mystisch-romantischen Verklärung Tibets und seiner Bewohner bei. In seinem Dokumentarfilm führte Baumann auch ein Interview mit dem Zoologen Ernst Schäfer, dem Leiter der SS-Tibet Expedition von 1938/39. In Unkenntnis oder naiver Ignoranz der NS-Vergangenheit seines Gesprächspartners stilisierte er Schäfer bewundernd zum „großen Forscher“, zum „ganzheitlichen Wissenschaftler, der die okkulten und geistigen Phänomene im Schneeland aus der Perspektive des zivilisationsgeschädigten Menschen“ beschrieben habe (Terra X: Von Atlantis zum Dach der Welt, 1988, 264).

Generationenübergreifend wurde die deutsche Bevölkerung von den Werken des schwedischen Zentralasienforschers Sven Hedin geprägt. Im Dritten Reich erreichte sein Buch „Eroberungszüge in Tibet“ (1940), das er der „Jugend Großdeutschlands“ widmete, höchste Auflagen. Aus dem Vorwort zur Neuauflage seiner populären Reisebeschreibung „Transhimalaya“, 1952 kurz vor seinem Tod erschienen, läßt sich ersehen, welche nachhaltige Wirkung seine Bücher besaßen. Hedin schrieb: „Die Generation Deutscher, die im Jahr 1909 Transhimalaya gelesen hat, ruht meist im Grabe. Viele haben in den beiden gewaltigsten Kriegen, die die Geschichte erlebt hat, ihr Leben dem Vaterland geopfert! Eine neue Generation ist herangewachsen, und für die meisten jetzt lebenden Deutschen ist Transhimalaya ein unklarer Begriff, vielleicht sogar etwas ganz Unbekanntes. Ein großer Teil der ersten Auflagen ist in brennenden Städten vernichtet worden. Wie oft erhalte ich Briefe von bekannten und unbekanntem Deutschen, die den Verlust des Buches bedauern und auf eine neue Auflage hoffen.“ Auch das hier zu rezensierende Werk von Wolfgang Kaufmann hat wohl nicht zufällig schon in kurzer Zeit drei Auflagen erlebt. Hatte Mierau bereits 2005 in seiner Dissertation „Nationalsozialistische Expeditionspolitik“ die Geschichte des Alpinismus und der deutschen Himalaya-Forschungsreisen wissenschaftlich aufgearbeitet, liegt nun erstmals eine erschöpfende Studie zu den politischen Beziehungen des Dritten Reiches mit Tibet vor.

Kaufmanns Buch ist ein Ereignis. Auf rund tausend Seiten erschließt der Autor, akribisch recherchiert, auf Grundlage unbearbeiteter umfangreicher Archivalien aus Deutschland, Rußland, England und den USA, wissenschaftliches Neuland und leistet einen wertvollen Beitrag zur Aufarbeitung der NS-Außenpolitik. Hinzu kommt noch eine umfangreiche Einbindung von mühsam-zeitaufwendig aufgespürten NS-Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln. Das 84-seitige Literaturverzeichnis ist von einer beeindruckenden Vollständigkeit. Für die dritte Auflage hätten lediglich einige neuere Studien zu den deutsch-japanischen Beziehungen (Koltermann, Maltarich), die in den vergangenen Jahrbüchern (2009, 2010) besprochen wurden,

einbezogen werden sollen. Kaufmanns Veröffentlichung steht somit ganz im Zeichen einer Reihe von kürzlich erschienenen Publikationen, die Forschungslücken im Verhältnis des Hitler-Regimes zu seinen tatsächlichen und vermeintlichen Verbündeten schließen. Hier sind die Studien von Jörg Hiltcher zu den deutsch-türkischen Beziehungen (2011) sowie die Studie von Oule Silvennouinen zur deutsch-finnischen „Waffenbrüderschaft“ (2010) zu nennen.

Kaufmanns Dissertation gliedert sich in zehn Teile. Zunächst wird die bisherige Literatur zu Tibet einer kritischen Wertung unterzogen. Der Autor spart hier auch die kaum noch überblickbare pseudowissenschaftliche und esoterisch anmutende Literatur nicht aus. Es ist ihm hoch anzurechnen, daß er die Lektüre einer Masse von populärwissenschaftlichen, oft tendenziösen Werken, die, wie Trimondis „Hitler-Buddha-Krishna“ (2002), meist ein schwer durchschaubares Konglomerat an Dichtung und Wahrheit enthalten, einer kritischen Prüfung unterzieht und auf ihren wissenschaftlichen Wert hin untersucht. Kaufmann spricht in seinem Buch eine Fülle von Fragen und Forschungsentwicklungen an, die von allgemeinem Interesse für die NS-Forschung sind. Ausführlich thematisiert er die Historiker-Debatten um das außenpolitische Konzept (Weltherrschaft oder kontinentale Begrenzung) und die Genese des NS-Regimes. Er weist die ohnehin umstrittene Auffassung zurück, daß Hitler als allmächtiger Führer grenzenlos herrschen konnte und stellt die NS-Polykratie mit ihrem Kompetenzwirrwarr in den Mittelpunkt seiner Untersuchung. Er belegt, daß Hitler sich kaum für Tibet interessierte und die Beziehungsgeschichte zwischen Drittem Reich und Tibet federführend von Reichsführer SS Heinrich Himmler getragen wurde. Hatte die von Longerich vorgelegte Biographie Himmlers ausgeprägtes Interesse für Zentralasien und sein ambivalentes Verhältnis zu Japan schlicht ignoriert, schließt nun die Studie von Kaufmann diese Lücke.

Die einführenden Kapitel beleuchten „die weltanschauliche Relevanz und propagandistische Behandlung des Phänomens Tibet“ (100-195). Der Verf. legt erstmals eine Geschichte des Buddhismus und Lamaismus in Deutschland von Leibnitz bis Hitlers Tod vor. Er weist nach, daß buddhistische Religionsgemeinschaften im Dritten Reich weitgehend unbehelligt wirkten und sich dem System sogar andienten, das seinerseits von diesen kleinen Gruppen einen Beitrag zur religiösen Verunsicherung christlicher Religionsgemeinschaften erhoffte (143-164). Im vierten und fünften Teil widmet sich der Verf. auf 270 Seiten der Rolle Tibets in den Geistes- und Naturwissenschaften des Dritten Reiches und beleuchtet die Bedeutung der Himalaya-Theokratie für die NS-Außenpolitik. Kaufmann spricht von dem „nach immer umfassenderen Zuständigkeiten gierenden Chef des Schwarzen Ordens“ (421f.), der intendierte, eine dynamische Konkurrenz zu Ribbentrops statischer Außenpolitik zu entfalten. Himmler betrachtete Tibet als den Mittelpunkt des „arisch-nordischen Kulturgürtels“ (120) und erhoffte, eine Germanisierung des buddhistischen Reinkarnationsgedankens zu verwirklichen (175). Diese Pläne Himmlers zur Wiederbelebung einer vorchristlichen germanischen Religion unter Rückgriff auf buddhistisch-lamaistische Glaubenselemente erweckten das Befremden Hitlers. Zu dessen christlich-verbrämter und sozialdarwinistisch-diffuser Reli-

giosität liegt seit 2008 das 1200-seitige Standardwerk „Hitlers Kriegsreligion“ von Thomas Schirrmacher vor.

Die berühmt-berüchtigte SS-Tibetexpedition von Juli 1938 bis Juli 1939 unter der Schirmherrschaft von Himmlers „SS-Ahnenerbe“ steht im Fokus der Untersuchung Kaufmanns. Schließlich handelt es sich hier um den einzigen direkten offiziellen Kontakt zwischen dem theokratischen Tibet und dem NS-Regime. Kaufmann gelingt es, mit einigen Mythen, die sich um diese Forschungsreise ranken, aufzuräumen. Die Expedition unter Leitung Ernst Schäfers gelangte bis nach Lhasa und mühte sich vergeblich, in Tibet das Kernland des „arischen Menschen“ zu lokalisieren. Natürlich mußte das im Himalaya allgegenwärtige (und letztlich weltweit verbreitete) Hakenkreuzsymbol herhalten, die geistig-weltanschauliche Allianz der Tibeter mit dem Nationalsozialismus zu beschwören. Die Expedition verband politische und wissenschaftliche Zielsetzungen und versuchte, sowohl die Regierung als auch Oppositionskräfte für ein antienglisch-antikommunistisches Bündnis zu gewinnen. Die Bedrohung Tibets durch den chinesischen Kommunismus und die Sowjetunion weckten auch ein tibetisches Interesse an diplomatischen Kontakten mit dem Dritten Reich. Auf die knappen Grußbotschaften des tibetischen Regenten Rwa vom März 1939 reagierte Hitler jedoch überhaupt nicht (435, 442).

Verständlicherweise kann Kaufmann die tibetische Perspektive aufgrund der vielfältigen Umwälzungen in der modernen Geschichte Tibets, denen der Großteil originaler Quellen zu Opfer gefallen zu sein scheint (61-64), nur durch den Filter der SS-Berichte und Einbeziehung englischer Spionageauskünfte rekonstruieren. Doch das Bild, das diese externen Quellen zeigen, ist eindeutig. Die SS-Expeditionsmitglieder gerierten sich als Musterbeispiele interkultureller Kompetenzlosigkeit, brüskierten den tibetischen Klerus und mißachteten durch ihre pausenlosen Tötungen von Tieren die Landessitten. Insbesondere in ihrer Film- und Fototätigkeit bewiesen sie ein rassistisches Herrenmenschentum, das in voyeuristisch-sexueller Ausbeutung tibetischer Frauen seinen abstoßenden Höhepunkt fand. In völliger Verkennung des verheerenden Eindrucks, den sie hinterließen und berauscht von dem Erfolg, als erste Wissenschaftler überhaupt in Lhasa gewesen zu sein, glaubten sie, daß ihre Forschungsreise zur Freundschaft zwischen Tibet und dem Dritten Reich beigetragen habe. Nach US-Geheimberichten hegte Himmler 1941 die wahnsinnige Idee, den Wiener Südostasien-Korrespondenten Tichy den bis heute unbestiegenen, als heiligster Götterberg geltenden Kailas in Osttibet erklimmen zu lassen; offenbar in der Absicht, für den Nationalsozialismus zu werben. Eine solche NS-„Großtat“ hätte in Tibet nicht nur Entsetzen und Abscheu, sondern auf unabsehbare Zeiten eine Deutschenfeindlichkeit der Bevölkerung zur Folge gehabt (551f).

Die bereits seit Hans-Joachim Langs Buch „Die Namen der Nummern“ (2004) bekannte Verstrickung führender Expeditionsteilnehmer in den Holocaust wird von Kaufmann mit neuem Quellenmaterial weiter konkretisiert. Schäfers Kollege, der Rassenkundler Bruno Beger, reiste im Juni 1943 im Auftrag des SS-Ahnenerbes ins Vernichtungslager Auschwitz, um jüdische Häftlinge und Gefangene mit „asiatischen Rassemerkmalen“ für Forschungszwecke zu vermessen sowie Gesichtsmas-

ken anzufertigen. 109 jüdische Opfer wurden im August 1943 im elsässischen KZ Natzweiler-Struthof mit Gas ermordet. Ihre Skelette sollten in eine Sammlung der „Reichsuniversität Straßburg“ zur Dokumentation jüdischer Rassemerkmale eingefügt werden (699-706). Ernst Krause, Kameramann von Schäfers Expedition, riß sich um den Auftrag, die nahezu sicheren Tötungen von KZ-Insassen in medizinischen Unterdruckexperimenten filmen zu dürfen. Schäfer zeigte sich von all diesen inhumanen Vorgängen unbeeindruckt und beglückwünschte Beger, der wiederum bedauerte, daß Krauses filmische Kompetenz bei den Menschenversuchen in Dachau unberücksichtigt blieb (321).

Im sechsten und siebten Teil der Arbeit untersucht Kaufmann die infolge der Kriegswende 1941/42 gescheiterten Planungen Himmlers, in Tibet eine Basis für Störunternehmen gegen Britisch-Indien zu errichten. Zudem thematisiert er die propagandistische Ausnutzung des Themas Tibet in Presse und Film, die massiv erst Ende 1942 einsetzte. Der Vorstoß deutscher Truppen bis zum Kaukasus, bei gleichzeitiger Offensive der Japaner in Burma, befeuerte den Traum von einem Zusammentreffen der Achsenpartner auf dem Dach der Welt. Der sogenannte Kulturfilm „Geheimnis Tibet“ der Schäfer-Expedition und eine „exorbitante Intensivierung der auf Tibet bezogenen Berichterstattung“ (565) dienten ab Dezember 1942 auch zur exotischen Ablenkung der Bevölkerung vom Stalingrad-Debakel. Wertvolle Beiträge liefert das Buch auch zu den noch immer unvollständigen Biographien der berühmten Zentralasien-Forscher Sven Hedin und Wilhelm Filchner. Diese Universalwissenschaftler, denen es wie nur wenigen Forschern gelang, durch literarisches Talent die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Leistungen in abenteuerlichen Reiseberichten breitenwirksam bekanntzumachen, gerieten nach dem Krieg in Vergessenheit, weil beide Forscher von den Nationalsozialisten für ihre Zwecke vereinnahmt worden waren. Dies gilt besonders für Hedin, der Hitler und den Nationalsozialismus, trotz distanzierter Kritik der Judenpolitik, bewunderte. Charakteristisch für Hedin war Zeit seines Lebens eine unerschütterliche Germanophilie, die alle erlebten politischen Systeme Deutschlands überdauerte.

Ausführlich schildert Kaufmann Schäfers starke, von übersteigertem Geltungsbewußtsein geprägte Persönlichkeit. Schäfer sah sich schon als legitimen Nachfolger Sven Hedins, der sich daraufhin von dem ehrgeizigen SS-Forscher distanzierte. Solche Querelen waren aber von begrenzter Dauer. Hedin gestattete, daß das im Januar 1943 vom SS-Ahnenerbe in München gegründete „Reichsinstitut für Innerasienforschung“ unter Schäfers Leitung seinen berühmten Namen tragen durfte.

Abgründig und charakteristisch für die SS-Wissenschaft erscheinen die von Kaufmann geschilderten zoologischen und rassenkundlichen Forschungen. Die durch das absehbare Kriegsende bald absurd werdenden Versuche zur Zucht einer widerstandsfähigen eurasischen Pferderasse zur Eroberung der sowjetischen Steppen, dessen Endziel das robuste Mongolenpferd Dschingis Khans sein sollte, zogen sich ergebnislos bis in die letzten Kriegsmonate hin. In hybridem Stolz ließ Beger über seine Mongolen-Rassenforschungen an Kollaborateuren und Kriegsgefangenen, die auf eine Genese des „Kampfwertes“ innerasiatischer Völker herausliefen, im September 1944 mitteilen, daß diese Forschungen nicht zu spät, sondern „zu

früh“ kommen würden (710). Diese Episode spiegelt das irrationale Zeitgefühl und Geschichtsverständnis der SS-Wissenschaftler wider, die der wahnhaften Überzeugung frönten, daß zyklisch über die Jahrhunderte „Mongolenstürme“ aus den Steppen Zentralasiens über Europa herfallen würden, die es durch vorbeugende Forschung abzuwehren gelte.

Der achte Teil des Buches beleuchtet die Themen „Tibet, die ‚asiatische Gefahr‘ und die Utopie von der deutschen Weltherrschaft“. Je prekärer die Kriegslage wurde, um so phantastischer wurden auch die SS-Planungen für zukünftige Kriege. Himmler wandelte sich, wie Kaufmann aufzeigt, ab 1943 von einem Bewunderer der opferbereiten japanischen Kriegskultur zu einem Mahner vor Japans ausufernder Expansion. Für den Reichsführer war Tibet das potentielle Schlachtfeld der Zukunft, Japans und Deutschlands „Endsieg“ vorausgesetzt. Solange die Japaner in Burma kämpften, blieb auch Tibet bis zur japanischen Niederlage bei Imphal Ende 1944 ein Dauerthema in der deutschen Presse. Ob es, wie Kaufmann auf Grundlage der SS-Planungen spekuliert, bei einem Sieg der Achsenmächte tatsächlich zu einem deutsch-japanischen Antagonismus oder gar zu einem Krieg der Achsenmächte untereinander um die Weltherrschaft gekommen wäre, muß offengelassen werden. Schließlich hätte, neben Reichsministern und Befehlshabern aller Waffengattungen, „Führer“ Hitler, dessen Bewunderung und Unterstützung Japans bis in die letzten Kriegstage hinreichend belegt ist, bei so einer weitreichenden Entscheidungsfindung ein gewichtiges Wort mitzureden gehabt. Vielleicht werden zukünftige Einzelstudien über das Verhältnis der deutschen Teilstreitkräfte zu Japan weiteren Aufschluß geben. Zu Recht weist Kaufmann auch darauf hin, daß die japanischen Weltherrschaftsbestrebungen in der Forschung allenfalls kursorisch abgehandelt, heruntergespielt oder einfach ignoriert werden. In diesem Kontext sind die 1942 einsetzenden ergebnislosen japanischen Geheimmissionen nach Tibet, denen das Kriegsende 1945 zuvorkam, zu erwähnen (712-719).

Die abschließenden Kapitel beleuchten die Aktivitäten der deutschen Tibetspezialisten in der Endphase des Krieges und in der Nachkriegszeit. Hier sind landwirtschaftliche Zuchterfolge mit der Tibet-Gerste in den letzten Kriegswochen hervorzuheben. Die Lebenswege verliefen unterschiedlich. Schäfer und der erheblich belastete Beger wurden kaum belangt. Den Tibetologen Hoffmann und Schubert gelang es, auf Lehrstühlen im geteilten Deutschland ihre Karriere im Wissenschaftsbetrieb fortzuführen.

Im Anhang liefert Kaufmann ein Glossar fremdsprachiger Termini und Umschriften sowie auf rund 70 Seiten teils umfangreiche biographische Angaben zu Personennamen. Kritisch ist anzumerken, daß das Buch zwar Verweise auf Kartenwerke enthält (12), doch leider gänzlich ohne Illustrationen oder eine hilfreiche Übersichtskarte der Region aufwartet. Auch hätte man sich die tibetischen Grußbotschaften an Hitler im Original mit Übersetzung gewünscht. Das Literaturverzeichnis ist in zahlreiche Kategorien untergliedert, wodurch das Aufspüren der Quellen verkompliziert wird. Leider fehlt ein Index, der bei diesem voluminösen Buch wünschenswert gewesen wäre. Nicht zuletzt hätte das Layout des Buches at-

traktiver gestaltet werden können. Diese Versäumnisse sollte der Verlag in kommenden Auflagen nachholen.

Das Buch ist flüssig, anschaulich und spannend geschrieben. Manche bildhafte, für die NS-Protagonisten verwendeten Formulierungen, wie „Möchtegern-Chefideologe, anwettern, lechzend, dreist“ tragen zwar zur Lebendigkeit der Darstellung bei, stehen aber mitunter im Kontrast zu dem allgemein sachlichen Stil der Arbeit. Für die Zukunft ist zu hoffen, daß Kaufmanns Studie, die Maßstäbe für eine exakte und umfangreiche Grundlagenforschung setzt, auch weitere Arbeiten anregen kann. Zu geographisch-thematisch naheliegenden Desideraten der Forschung gehören neben populären deutschen Forschungsreisen in andere zentralasiatische Gebiete (wie Wilhelm Karl Herrmanns „Ritt für Deutschland“ 1937/38 durch Nordwestchina), die NS-Beziehungen zu Guomindang- und Nanjing-China 1940–45, die geopolitische Bedeutung der Mongolei im Zweiten Weltkrieg und die Aufarbeitung der deutschen Diplomatie im japanischen Satellitenstaat Manchukuo 1938–45. Kaufmanns Buch ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Es wird auf lange Sicht das Standardwerk zu den deutsch-tibetischen Beziehungen bleiben.

Till Philip Koltermann, Freiburg i. Br.

Richard Sorabji: *Opening Doors: The Untold Story of Cornelia Sorabji. Reformer, Lawyer and Champion of Women's Rights in India*, London / New York 2010, I.B. Tauris, 487 S., 2 Karten, € 29,99, ISBN 978-1-84885-375-1

Richard Sorabji is the author and editor of more than a hundred publications dealing rather with philosophical subjects and translations than mere historical subjects. He is currently an honorary member of Wolson College in Oxford and emeritus professor at King's College in London. His work *Opening Doors* is a detailed biography of the author's aunt, Cornelia Sorabji (1866–1954), an Oxford graduate in law and the first woman to run a law practice in India. All her life she participated in many campaigns against discrimination of Indians and she defended the rights of all women in British India (e.g. their right to work). Her efforts were not very fruitful, though, but she still succeeded in eliminating cultural barriers and prejudices dividing the British and the Indian. Some women stopped being entirely excluded from society thanks to Cornelia's activities and in many cases they even started to participate in social affairs. During her numerous trips across India she visited them, advised them how to achieve emancipation and encouraged them to view the world with "modern eyes" and defy the limitations of stereotyped behaviour. Even as a proclaimed Christian, she strived also for Hindu and Muslim women to adopt a rational approach to the questions of faith, education, and deep-rooted customs.

The book is divided into six main parts and a total of 23 chapters. The author follows the life of Cornelia Sorabji in chronological order, the first part dealing with her youth and her studies in Great Britain, as well as the campaigns for women's rights and her activities in the Indian authorities. The 1920s serve as a sort of mile-

stone marking a turning point in Sorabji's life: since then, she more than ever engaged in social projects and Indian emancipation politics. The parts on Mohandas Karamchand Gandhi captured my interest the most. Cornelia's relationship to the "Great Soul" was with no doubt unorthodox. Despite their several long disputations, their opinions diverged. Her opposition to him was rooted in his lack of recognition for what she had done in India. His followers also openly criticized her activities in the social area – paradoxically fully recognized in Great Britain. Although disagreeing with his campaign of civil disobedience against the colonial authorities, she shared his ethic thinking. Despite her trying to succeed the emancipation process through cooperation with the British, she did not obtain many concessions from them. In the 1920s, Cornelia shortly lived in London, where she made her living in a bar open also to women. After her return to India, she worked in Calcutta as the first Indian female bartender.

This biography is both interesting and pleasant to read. Cornelia Sorabji was a remarkable woman, deserving all the attention. Her notebooks, journals, and correspondence were used for the book, along with the memories of her nephew, the author of the book. I warmly recommend Richard Sorabji's work as an unorthodox biography of an even more unorthodox woman.

Jaroslav Valkoun, Prag

Tonio Andrade: *Lost Colony. The Untold Story of China's First Great Victory over the West*, Princeton / Oxford 2011, Princeton University Press, 448 S., Abb., 10 Karten, \$ 35,-, ISBN: 978-0-691-14455-9

Im Jahre 1661 griff der chinesische Warlord Koxinga (Zheng Chenggong) mit einer großen Streitmacht die niederländische Kolonie Formosa (Taiwan) an und brachte binnen kurzer Zeit fast die gesamte Insel unter seine Kontrolle. Lediglich der militärische Hauptstützpunkt der Niederländer, Fort Zeelandia, leistete den chinesischen Invasoren hartnäckig Widerstand und kapitulierte erst nach neunmonatiger Belagerung und einem gescheiterten Einsatzversuch einer niederländischen Flotte. Diese militärische Konfrontation zwischen einer europäischen Kolonialmacht und einem chinesischen Militärkommandeur steht im Zentrum von Tonio Andrades Buch. Andrade rekonstruiert sie auf der Grundlage niederländischer und chinesischer Quellen mit beträchtlichem erzählerischem Geschick. Der Aufstieg Koxingas, dessen Vater Zheng Zhilong seine Karriere als Dolmetscher in niederländischen Diensten begonnen hatte, seine militärischen Unternehmungen gegen die Manchus, die in den 1640er Jahren die Macht in China übernommen hatten, und die wechselvolle Geschichte der Invasion Taiwans werden mit viel Gespür für historische Charaktere und spannungsreiche Konstellationen dargestellt. Andrade versteht es, den Leser mit der detaillierten Darstellung von taktischen Manövern, Schlachten, Belagerungen sowie bemerkenswerter seemännischer Leistungen und diplomatischer Initiativen zu fesseln. Dabei macht er auch deutlich, daß „China's First Great Victory over the West“ mit hohen menschlichen Kosten verbunden war:

Koxinga verlor Tausende von Soldaten durch Hunger und Krankheiten, und er ließ zahlreiche niederländische Kriegsgefangene sowie Gefolgsleute, die sich seinen Zorn zuzogen, brutal hinrichten.

Das Buch erschöpft sich jedoch nicht in der narrativen Darstellung der Invasion Taiwans, sondern versteht sich auch als Beitrag zur Diskussion um die Gründe für den Erfolg der europäischen Expansion in Asien. Besondere Aufmerksamkeit schenkt Andrade der Debatte um die „militärische Revolution“ in der Frühen Neuzeit, die um die Frage kreist, ob sich die europäischen Kolonialmächte aufgrund ihrer militärischen und technologischen Überlegenheit in Asien festsetzen konnten oder ob die asiatischen Großreiche den Europäern auf diesen Gebieten nicht mindestens ebenbürtig gewesen seien. Die Schlußfolgerungen, die Andrade aus seiner Rekonstruktion der Invasion Taiwans zieht, fallen differenziert aus. Er zeigt, daß die chinesischen Invasoren den Truppen der niederländischen Ostindienkompanie waffentechnisch ebenbürtig und taktisch überlegen waren, was ihnen eine Reihe militärischer Erfolge ermöglichte. Lediglich auf zwei Gebieten konzidiert er eine Überlegenheit der europäischen Seite: bei der Fähigkeit niederländischer Schiffe, Breitseiten von Geschützen abzufeuern, und bei der Architektur europäischer Festungen, die auch massiven Sturmangriffen standhielten. Während die niederländische Entsatzflotte den ersteren Vorteil durch strategische Fehler verspielte, vermochte es Koxinga, den letzteren Vorteil durch die Adaption europäischer Belagerungstechniken allmählich zu nivellieren und die Besatzung von Fort Zeelandia so zur Aufgabe zu zwingen. Dabei profitierte der chinesische Warlord nicht nur von seiner interkulturellen Lernfähigkeit – seine Mutter war Japanerin, und er war als Kind in der Samurai-Tradition erzogen worden –, sondern auch von europäischen Überläufern wie dem gebürtigen Württemberger Hans Radis.

Fazit: Tonio Andrade hat ein wichtiges, spannend zu lesendes Buch vorgelegt, das sowohl die Geschichte der europäisch-chinesischen Beziehungen als auch die Debatte um die „militärische Revolution“ der Frühen Neuzeit um interessante Aspekte bereichert.

Mark Häberlein, Bamberg

Roswitha Reinbothe (Hg.): Tongji-Universität in Shanghai. Dokumente zur Gründungsgeschichte, Wiesbaden 2009, Harrassowitz, XII + 527 S., € 78,–, ISBN 978–3–447–06063–9

Bis heute ist die ehemalige deutsch-chinesische Tongji-Universität in Shanghai das „Fenster nach Deutschland“. Sie unterhält viele Kontakte zu deutschen Partneruniversitäten und verfügt neben einem Chinesisch-Deutschen Hochschulkolleg auch über ein Zentrum, das deutschlandbezogene Aktivitäten koordiniert. Die Gründungsgeschichte dieser Universität geht bis auf das chinesische und das deutsche Kaiserreich zurück: Im Jahr 1907 war zunächst auf deutsche Initiative eine Medizinschule für Chinesen in Shanghai gegründet worden, 1912 folgte eine Ingenieurschule. Im gleichen Jahr erhielten beide Schulen von der chinesischen Regierung

den Status einer Universität. Im Ersten Weltkrieg führte die japanische Besetzung der deutschen Kolonie in Qingdao dazu, daß ab 1915 Dozenten und andere Fachkräfte der dortigen deutsch-chinesischen Hochschule nach Shanghai abwanderten, ebenso wie viele Schüler und Studenten. In den 20er Jahren avancierte die Tongji-Universität unter veränderten Bedingungen – Deutschland war nach dem Versailler Vertrag keine Kolonialmacht mehr – zu einem Renommierprojekt erfolgreicher gleichberechtigter deutsch-chinesischer Zusammenarbeit.

Roswitha Reinbothe rekonstruiert anhand von 210 Dokumenten, die in vier Schwerpunkten zusammengefaßt und chronologisch angeordnet sind, die Geschichte der Tongji-Universität zwischen 1907 und 1924. Die Dokumente stammen aus verschiedenen deutschen Archiven – dem Bundesarchiv Berlin Lichterfelde, dem Bundesarchiv Koblenz, dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes und dem Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz. Als Quellen dienten zudem die Jahresberichte der Universität sowie der beiden früheren Schulen. Hingegen enthält der Band keine Dokumente aus chinesischen Archiven, wie etwa dem Zweiten Historischen Archiv in Nanjing oder dem Stadtarchiv in Shanghai. Somit konzentriert sich bereits die Quellenauswahl auf das deutsche Interesse an der Tongji-Universität in Shanghai.

Diese Einschätzung bestätigt die Einleitung. Sie weist darauf hin, daß mit der Edition in erster Linie ein Blick auf die Anfänge auswärtiger deutscher Kulturpolitik in China geworfen werden soll. Selbst heute noch werde, so die Autorin, die entscheidende Rolle der deutschen Regierung bei der Gründung der Medizin- und Ingenieurschule gerne ignoriert und statt dessen dem Engagement einzelner Personen – dem Arzt Erich Paulun und dem Ingenieur Paul Berrens – zugeschrieben. Die Dokumente sollen daher einen „Einblick geben in die mit der Schulgründung verknüpften Interessen und Vorbereitungen, die Entwicklung und die Behinderungen des Unternehmens sowie die praktischen Erfahrungen im Unterricht. Besonders Gewicht wird auf die Anfänge der Gründungsgeschichte gelegt“ (3). Viele der ausgewählten Dokumente spiegeln wider, daß die deutsche Kulturpolitik auf die Förderung wirtschaftlicher und politischer Interessen ausgerichtet war. Eine deutsch geführte Hochschule für technische Wissenschaften sollte chinesische Fachkräfte heranbilden, die für den Absatz deutscher Industrieerzeugnisse in Ostasien gebraucht wurden. An dem Projekt, eine deutsche Hochschule in China zu gründen, beteiligten sich neben dem Auswärtigen Amt viele preußische sowie Reichsinstitutionen – vor allem das Preußische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten unter Friedrich Althoff und das Reichsamt des Innern. Doch ohne Einbindung deutscher Wirtschaftsunternehmen, besonders der Industrie, der Banken, der Schifffahrt und des Handels, hätten schon die beiden Schulen niemals finanziert werden können. Als dann jedoch im Ersten Weltkrieg deutsche Finanzmittel ausblieben, trugen begüterte Shanghai-Chinesen sowie die chinesische Unterrichtsvereinigung der Provinz Jiangsu zur Finanzierung der Universität bei.

Außerdem geben die Dokumente einen Eindruck in den alltäglichen Schulbetrieb. Vor der eigentlichen fachlichen Ausbildung mußten die chinesischen Schüler

zunächst Grundkenntnisse der deutschen Sprache erwerben. Doch wurden sie von chinesischen Lehrern auch in chinesischer Sprache und Literatur unterrichtet, um das Schulmodell finanzkräftigen Shanghaier Kaufmanns- und Handelsfamilien möglichst attraktiv erscheinen zu lassen. Zwischen Lehrern und Schülern entwickelten sich an den Schulen wie an der Universität verschiedene Spannungsfelder: Zum einen gab es kaum Kontakte zwischen deutschen und chinesischen Lehrern, was sich auf die Motivation der Schüler negativ auswirkte; zum anderen mußten im Verlauf der nach der Revolution von 1911 einsetzenden Schülerstreiks viele deutsche Lehrer die Schule verlassen, weil sie sich monarchistisch und nicht republikanisch geäußert hatten.

Sowohl die Dokumente über die Ausrichtung deutscher Kulturpolitik in China als auch über das deutsch-chinesische Zusammenleben und -arbeiten an der Tongji-Universität zeigen somit, wie problematisch es ist, ein binationales Universitätsprojekt nur aus der Perspektive eines Akteurs zu betrachten. Denn Kulturpolitik ist stets eine Interaktion und von den Interessen aller beteiligten Akteure abhängig. Doch in diesem Band bleibt der chinesische Akteur stumm, häufig sogar namenlos. So ist in der Einleitung lediglich von der „chinesischen Studienkommission“, die 1906 Deutschland bereiste (5), von dem „chinesischen Unterrichtsministerium“ (18) und von dem „Vertreter des Gouverneurs der Provinz Jiangsu“ die Rede, der 1912 bei der Eröffnung der Deutschen Ingenieurschule für Chinesen in Shanghai eine kurze Ansprache hielt (23). Zudem werden weder die Interessen der chinesischen Seite skizziert, noch auf deren regionale beziehungsweise metropolitane Netzwerke verwiesen. Es fehlt beispielsweise der Hinweis darauf, daß die deutsch-chinesische Zusammenarbeit von den chinesischen Akteuren weniger aus langfristig ökonomischen Erwartungen gefördert worden ist als vielmehr in der Hoffnung, durch das genaue Studium der Wissenschaften eines anderen Landes die Modernisierung Chinas forcieren zu können. Dementsprechend bestand vor dem Ersten Weltkrieg keine speziell auf Deutschland ausgerichtete chinesische Kulturpolitik, was jedoch regionale Arrangements nicht hinderte.

Ein zumindest kurzer Blick über die sehr eng verstandene deutsche Kulturpolitik hinaus wäre auch deshalb von Bedeutung gewesen, weil die chinesische Regierung nach 1918 speziell deutsche Einrichtungen unterstützte, um den angloamerikanischen Einfluß zu schwächen. Erste Anregungen zum deutschen Schulprojekt in Shanghai waren von einer englischen Medizinschule in Hongkong und von französischen Hochschulplänen in China ausgegangen. In diesem Zusammenhang hätte auf das Peking Union Medical College, das 1904 von britischen und amerikanischen Missionsgesellschaften gegründet worden war und 1915 von der Rockefeller Foundation unterstützt wurde, mit mehr als nur einer Fußnote verwiesen werden können (131 Anm. 122), um das deutsch-chinesische Schul- und Universitätsprojekt auch im Vergleich mit den Aktivitäten anderer Mächte zu verorten.

Es bleibt festzuhalten, daß das Buch, seiner Zielsetzung entsprechend, eine gute Übersicht über die Gründungsgeschichte der Tongji-Universität aus deutscher Sicht gibt. Dabei ist es klar gegliedert und sehr sorgfältig ediert. Doch das eingeschränkte Verständnis von Kulturpolitik führt dazu, daß in diesem Rahmen keine

grundlegend neuen Erkenntnisse über deutsch-chinesische Kooperationsprojekte, sondern vor allem weitere Detailkenntnisse über deutsche Interessen in China vor und nach dem Ersten Weltkrieg vermittelt werden. Da die Gründungsgeschichte der Tongji-Universität in Shanghai noch ganz andere Facetten aufweist, sollten diese in einem weiteren Quellenband zum Gegenstand werden.

Susanne Kuß, Freiburg i. Br.

Christian Taaks: *Federführung für die Nation ohne Vorbehalt? Deutsche Medien in China während der Zeit des Nationalsozialismus*, Stuttgart 2009, Steiner, 664 S., 39 s/w Abb., € 82,-, ISBN 978-3-515-08739-1

Der umständliche und auf den ersten Blick hin auch mißverständliche Titel verweist auf einen breiten, weit über Kommunikationsgeschichte ausgreifenden Ansatz, den der Verf. allerdings nur teilweise einlösen konnte. Die Studie versucht, den politischen Rahmen der deutschen Fernostpolitik, die Rolle der Auslandspropaganda in China, die Spionage und die einzelnen Printmedien sowie den deutschen Rundfunk zu erfassen, dazu noch die Situation der Austauschdeutschen in China, vornehmlich in Shanghai, und verliert sich daher nur zu häufig in irrelevanten Einzelheiten, einer im Grunde viel zu umfangreichen Bestandsaufnahme bzw. Einleitung zum eigentlichen Thema. Denn erst in der sogenannten „Nahaufnahme“ zum Jahr 1937, dem Beginn des japanisch-chinesischen Krieges und des Massakers in Nanking, wird das Verhalten der deutschen Medien im Hinblick auf die politisch-militärischen Ereignisse konkret untersucht. Der zweite Schritt bei Kriegsende, das Jahr 1945 als Ende einer Ära zu untersuchen, war wohl eher eine Verlegenheitslösung, das Konvolut endlich zu beenden. Weniger wäre mehr gewesen.

Trotz dieser notwendigen Kritik hat die umfassende Abhandlung auch ihre Verdienste. In China lebten damals etwa 4.500 deutsche Staatsangehörige, ihre Kaufleute, davon umfaßten die Shanghai-Deutschen etwa 1.800 Personen, zu denen jedoch bis zu 20.000 jüdische Exilanten, die Masse ebenfalls Deutsche, vor allem seit 1938 sukzessive hinzukamen. Im internationalen Schmelztiegel Shanghai war die deutsche Berichterstattung folglich mit den 20 jüdischen Exilzeitungen und bis zum Ausbruch des Japanisch-Amerikanischen Krieges (8. Dezember 1941) auch der internationalen, meist englischsprachigen Publikationen der anderen ausländischen Gemeinschaften konfrontiert. Wohl nimmt der Verf. desöfteren Bezug auf die Berichterstattung der „feindlichen“ Blätter, nicht aber auf die jüdischen Zeitschriften. Das Verhältnis der Reichsdeutschen in Shanghai, von denen etwa 700 der Auslandsorganisation der NSDAP angehörten, zu den vertriebenen, staatenlosen deutschen Juden wird ausgeklammert.

Shanghai war und blieb die Hochburg deutscher Propaganda auch nach 1941, nunmehr strengster japanischer Zensur ausgesetzt. Obwohl die Botschaft in Nanking bis 1937 (der Regierung Chiang Kai Shek) verblieb und dort 1941 mit der Anerkennung der japanischen Marionettenregierung unter Wang Ching-Wei erneut etabliert wurde, blieb Shanghai der Sitz der deutschen (Propaganda-)Medien und

Informations (Spionage-)Dienste: Die Deutsche Informationsstelle mit 36 Mitarbeitern (1944), das deutsche Radio (Radio XGRS), die Abwehrstelle (Büro Erhardt) mit 39 Mitarbeitern und das Deutsche Nachrichtenbüro. Offensichtlich ließ es sich in Shanghai auch während des Krieges besser leben als in der Kapitale „Großostasiens“, dem straff durchorganisierten Tokyo. Vor dem Fronteinsatz waren die Medienvertreter auch bis zum Abbruch der Landverbindung zum Reich (22. Juni 1941) jedenfalls sicher, sofern ihre Berichterstattung in Berlin konvenierte.

Die Rolle von Klaus Mehnert, verantwortlicher Redakteur der englischsprachigen Monatsschrift „XXcentury“ sieht der Verf., wohl zu Recht, überaus kritisch. Mehnert, noch im März 1945 mit dem Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse dekoriert, habe seinen 39,1 Regalmeter umfassenden Nachlaß sehr sorgfältig im Hinblick auf seine Chinatätigkeit frisiert. Doch gerade in China konnte man sich auch Berliner Direktiven und der Umklammerung durch die Partei entziehen. Der Finanzier Vincenz Hundhammer weigerte sich, der deutschen Gemeinde in Peking beizutreten und gab seine eigene, literarische Zeitschrift „Die Dschunke“ 1940–1944 heraus. Der Sinologe und Geschäftsführer des Deutschland-Instituts in Peking, Wolfgang Franke, entzog sich weitgehend mit Hilfe literarischer Arbeiten bzw. Übersetzungen. Rundfunkattaché Erwin Wickert, erster Botschafter der Bundesrepublik 1976 in China, mußte wegen politischer Querelen seinen Posten in Shanghai 1940 räumen. Und da war nicht zuletzt John Rabe, der trotz Parteimitgliedschaft Hunderttausenden in Nanking mit Hilfe nationalsozialistischer Insignien das Leben rettete. Seine Tagebucheinträge zum Massaker der japanischen Soldateska druckte anfangs das parteiamtliche Blatt „Ostasiatischer Beobachter“ sogar ab, bis eine scharfe Rüge aus Berlin eintraf und mit Rücksicht auf das „verbündete“ Japan die Berichterstattung mehr oder minder eingestellt wurde.

Auch wenn der Verf. im Schlußwort die Länge der Arbeit zu rechtfertigen versucht und obendrein eine (wohl notwendige) Selbstinterpretation liefert, bleibt das Buch zu dick und inhaltlich ein Torso, jedoch ein äußerst informatives und lesenswertes Werk.

Bernd Martin, Freiburg i. Br.

„Ferne Gefährten“, 150 Jahre deutsch-japanische Beziehungen. Begleitband zur Sonderausstellung *Ferne Gefährten*, hrsg. von der Curt-Engelhorn-Stiftung für das Reiss-Engelhorn-Museum und dem Verband der Deutsch-Japanischen Gesellschaften, Regensburg 2011, Schnell + Steiner, 324 S., 48 s/w u. 179 farb. Abb., € 29,95, ISBN 978–3–7954–2570–8

Im Herbst 2011 widmete das Reiss-Engelhorn-Museum in Mannheim den inzwischen 150 Jahre alten Beziehungen zwischen Japan und Deutschland eine Ausstellung und würdigte damit den Abschluß eines Handels- und Freundschaftsvertrages zwischen dem japanischen Shogunat und dem Königreich Preußen (stellvertretend für mehrere Länder des Deutschen Bundes) im Januar 1861. Daß eine so wichtige Ausstellung nicht von Berlin, Hamburg, Düsseldorf oder Würzburg (der Heimat des Japanforschers Siebold) organisiert wurde, verwundert erst einmal, doch ist man dankbar, daß es überhaupt zur Ausstellung kam. Gefördert wurde die Ausstellung u. a. vom Auswärtigen Amt, der Kulturstiftung des Bundes, der Japan Foundation, sowie den Firmen BASF und Daimler; daß letztere gegen den nahen Standort Mannheim keine Bedenken hatten, darf vermutet werden.

Zur Ausstellung erschien ein Begleitband mit 62 Beiträgen, von denen knapp ein Viertel auf japanische Autoren entfällt; 227 Abbildungen, die meisten in Farbe, illustrieren den Band. Ob alle abgebildeten Objekte auch in der Ausstellung vertreten waren, kann nicht beurteilt werden, jedenfalls ist dieses der Publikation nicht zu entnehmen. Auf Angaben zu den Objekten (Maße, Technik, Erscheinungsdaten von Graphiken und Büchern) wird ganz oder teilweise verzichtet, über die Herkunft der Objekte klärt lediglich ein am Ende des Bandes abgedrucktes Abbildungsverzeichnis auf. Die vordere Umschlagseite des Begleitbands illustriert die japanische Version des Freundschaftsvertrags, die hintere ein süßliches Postkartenbild aus der Zeit um 1900 mit der Darstellung zweier Kinder aus Deutschland und Japan in ihrer landesüblichen Tracht. Eine Parallele zu der im Kreis der Nazarener gemalten Freundschaftsallegorie „Germania und Italia“ drängt sich auf.

Deutschland und Japan, das war über weite Strecken eine fruchtbare Beziehung, zwar nicht durchgehend glücklich, aber doch in seinem Streben nach militärischem Aufstieg und politischer Anerkennung in mancher Hinsicht ähnlich, dabei kulturell von gegenseitiger Bewunderung geprägt. Der Essayband gleicht einem Kaleidoskop, das in mal größeren, mal kleineren Spots dieses Verhältnis chronologisch aufleuchten läßt und den Leser auf eine spannende Reise schickt. Seine Autoren entstammen dem Wissenschaftsbetrieb ihrer jeweiligen Länder und bürgen für Fachkenntnis und Seriosität; alle Beiträge sind gut lesbar. Die Publikation enthält sechs Kapitel: Deutschland und Japan – der Beginn ihrer Beziehungen; Die „Goldenen Jahre“; Von Kämpfer und Siebold zur Japanforschung heute; Von Versailles bis zum Zweiten Weltkrieg; Japans und Deutschlands demokratische Wiedergeburt; Deutschland und Japan – ein Ausblick. Ihnen untergeordnet sind jeweils mehrere Aufsätze zu Spezialthemen.

Geschichte allgemein, vor allem Militär-, Diplomatie- und Wirtschaftsgeschichte nehmen den größten Raum ein. Dem Nicht-Historiker bieten die hier herausge-

arbeiteten Zusammenhänge nützliche Einblicke, so etwa die Essays von Peter Pantzer (Die Eulenburg-Mission und die Aufnahme der deutsch-japanischen Beziehungen), von Sven Saaler (Die „Goldenen Jahre“ der deutsch – japanischen Beziehungen), von Theo Sommer (Die Zeit zwischen den Kriegen) oder von Heinrich Seemann (Parallele Wege?). Einige etwas kürzere Beiträge beschäftigen sich mit den „Brückenbauern“ zwischen den Ländern, Diplomaten wie Max von Brandt, Aoki Shuzo, Wilhelm Solf oder den Naturwissenschaftlern bzw. Medizinern Philipp Franz von Siebold, Erwin von Baelz oder Mori Ogai. Auf eine Einzeldarstellung des deutschen Chemikers Gottfried Wagener wurde dagegen leider verzichtet, dieser genießt als ehemaliger Forscher und Lehrer auf dem Gebiet der Keramik noch heute in Japan höchstes Ansehen, während Deutschland mit einem Technologie-Preis an den Wissenschaftler erinnert.

Die Brückenbauer besaßen unterschiedliche Funktionen: sie konnten als Diplomaten vermitteln, als Kaufleute das Wirtschaftsleben ankurbeln, als Lehrer und Wissenschaftler wirken oder aber auch durch Analysen und Beschreibungen das jeweils andere Land vermitteln. An dieser Stelle soll an den Geographen und Kulturkundler Johann Justus Rein erinnert werden, der in seinem zweibändigen Japanwerk (1881/86) seinen Landsleuten das zeitgenössische Japan erklärte. Rein vorausgegangen war mit Philipp Franz von Siebold ein Forscher, der heute als „Leuchtgestalt der Japanwissenschaft“ apostrophiert wird. Da dieser bereits Japan-Forschungen zu einer Zeit betrieb, da das Land dem Westen noch verschlossen war (Siebold verstarb bereits 1866, also noch vor Beginn der Meiji-Zeit) und Grundlagenwissen zusammentrug, das er u.a. Alexander von Humboldt zur Verfügung stellte, kommt ihm der Rang eines „Entdeckers“ zu. Teile seines Nachlasses und seiner Sammlungen befinden sich an seinem Geburtsort Würzburg, in München, in Leiden, Wien und Japan. Mit dem Siebold-Archiv an der Ruhr-Universität Bochum besteht seit 1966, wie Regine Mathias berichtet, ein weiteres Forschungszentrum, das das Vermächtnis dieses so wichtigen Landes- und Naturkundlers pflegt. Auf einen noch früheren und erst in letzter Zeit wieder aktuell rezipierten deutschen Japanforscher, Engelbert Kaempfer, verweist Detlef Haberland. Kaempfers Aufzeichnungen aus Japan waren für das frühe 18. Jahrhundert noch zu ungewöhnlich, um allgemein wertgeschätzt zu werden. So konnte nach dessen Tod ein Teil des Nachlasses von dem umtriebigen englischen Sammler Sir Hans Sloane aufgekauft werden und durch dessen Stiftung später in das British Museum gelangen.

Wesentliche Impulse empfing das japanische Kaiserreich durch deutsche Ingenieurwissenschaften und Medizinkunde. Deutsche Berater nahmen wichtige Stellen beim Aufbau des sich atemberaubend schnell nach westlichem Vorbild entwickelnden Staates ein, in Heer und Marine, in der Stadtplanung, im Verwaltungs- und Schulwesen. So erinnert der Band daran, daß für angehende Mediziner in Japan Deutsch lange Zeit als Pflichtfach galt. Die Beiträge zu den wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen beider Länder sind überaus spannend zu lesen. Hier besonders liegt die Freude im Entdecken verschütteter Facetten, wie z.B. in der Darstellung der Reisen der beiden Nobelpreisträger Albert Einstein und Fritz Haber in Japan, oder der Erinnerung an die Ausstellung „Altjapanische Kunst“, die

1939 in Berlin abgehalten wurde. Besonders ausgeprägt scheint der dialogische Aspekt in der Architektur gewesen zu sein, in der schon früh europäische und asiatische Gestalt- und Ordnungsvorstellungen aufeinandertrafen. Der Aufsatz über deutsche Architekten in Japan, von Manfred Speidel, mündet in der Würdigung Bruno Tauts, der 1933 aus Deutschland fliehen mußte und in Japan zum bewundernden Interpreten klassischer japanischer Baukunst wurde.

Die Beziehungen in der bildenden und angewandten Kunst behandeln die Aufsätze: „Japonismus in Deutschland. Japanbegeisterung zwischen Kunst und Kuriosität“ (zur Epoche um 1900) und „Japanisch-deutsche Begegnungen in der Kunst nach 1945“ von Peter Pantzer. Beide Essays sind unentbehrlich, gerade in einer Publikation eines kulturhistorischen Museums wie dem Reiss-Engelhorn Museum, können aber nicht ungeteilt glücklich stimmen, nicht nur, weil sie sich neben den zahlreichen politischen Beiträgen schon fast marginal ausnehmen, sondern auch, weil sie dem Thema auch inhaltlich zu wenig Raum geben. Japonismus war eine Modeerscheinung, die man mit japanischem Theater, Kimonos, Fächern, Porzellan und bric-a-brac jeglicher Art assoziierte. Daß die Faszination der fremden Kultur auf diese Weise Ausdruck fand, ist ja eine Tatsache, doch war sie nur die Oberfläche einer in vielen Fällen tiefer gehenden Bewunderung für die Kultur und Lebensweise des anderen Landes, wie sie z.B. die Künstler Emil Orlik und der (im Buch nicht genannte) Karl Walser zum Ausdruck brachten. Auch die in den Jahren von 1873 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs angelegten Japan-Sammlungen deutscher Kunstgewerbemuseen, nicht nur in Leipzig, sondern auch in Berlin, Hamburg, Krefeld usw., können nicht allein unter dem Begriff des Japonismus gefaßt werden. Der Direktor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, Justus Brinckmann, hat beispielsweise bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine Sammlung von annähernd 2000 Schwertzierraten (tsuba) zusammengetragen, die heute nach Meinung japanischer Fachleute die bedeutendste Sammlung ihrer Art außerhalb Japans darstellt. Die Entdeckung der Kultur Japans war mehr als eine Mode, vor dem Hintergrund des geistigen Bankrotts des Historismus war sie geradezu eine künstlerische Notwendigkeit. Die Japan-Sammlungen Berlins, Dresdens, Hamburgs gaben jungen Künstlern wie Peter Behrens und Otto Eckmann Orientierung, wobei auch bis dahin unbekannte Handwerkstechniken, etwa in der Keramik oder im Farbholzschnitt, Anlaß zu eingehender Forschung gaben. Eine größere Reverenz an eine andere Kultur läßt sich kaum denken.

Erinnern wir uns, daß die japanische Kultur von allen ernsthaften Forschern ihrer jeweiligen Zeit stets auf Augenhöhe betrachtet und beurteilt wurde. Das galt nicht nur für Keramik und Farbholzschnitte, sondern auch für Lack- und Metallkunst, für Kalligraphie und Tuschnalerei wie für alle Darstellungen der Natur in Malerei und Skulptur. Für mehr als 100 Jahre blieb Japan das „gelobte Land“ kunsthandwerklicher Techniken, wobei Erfindungsgeist und die auf Einfachheit und Natürlichkeit gründende Ästhetik Japans stets eine Quelle der Bewunderung waren, natürlich nicht allein in Deutschland, sondern in allen westlichen Ländern. Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg setzte die Begegnung mit der Philosophie des Zen einen neuen Schwerpunkt der geistigen Begegnung. Daß eine ganze Gene-

ration deutscher Künstler in ihren Werken den Geist des Zen, die Abstraktion und Leere, umzusetzen suchte, hätte, abgesehen von dem beiläufigen Hinweis auf Eugen Herrigl (dessen Hauptwerk „Zen oder die Kunst des Bogenschießens“ im Band nicht explizit erwähnt wird), eine eingehende Darstellung gerechtfertigt.

Überhaupt muß für die Publikation insgesamt ein Mangel an Auseinandersetzung mit japanischer Ästhetik konstatiert werden. Die lange Friedenszeit nach dem Zweiten Weltkrieg, die Schicksalsgemeinschaft der beiden Völker, ihr Streben nach einem demokratischen Staat, die Fortschritte medialer Berichterstattung, Austauschprogramme und gegenseitiges Kennenlernen usw. führten rasch zu gegenseitiger Vertrautheit. Wie sehr auch Japan davon profitierte, kann von hier aus nicht beurteilt werden, Tatsache aber ist, daß bei uns das Verständnis für asiatische Philosophie, Religion und Lebensart in den letzten 50 Jahren zugenommen und unsere Kultur erheblich bereichert hat. Das gilt nicht nur auf dem heute favorisierten Gebiet des Essens (Sushi) und der Kampfsportarten, die von David Bender behandelt werden, es betrifft auch viele Bereiche des Kunstschaffens. Mit Kurosawas „Rashomon“ (1950) konnte sich der japanische Film auch in Deutschland etablieren. Meisterwerke anderer Regisseure wie Ozu, Kon Ichikawa, Oshima etc. folgten und setzten auch hierzulande neue filmästhetische Maßstäbe. Wie kaum ein anderes Land Europas war Deutschland für japanische Kultur aufgeschlossen, ob es sich nun um Ikebana oder Origami, Papiertechnik und Verpackungsdesign, Mangas oder Mode (Miyake, Yamamoto usw.) handelte. Der kulturelle Austausch zwischen Deutschland und Japan nach dem letzten Krieg war so unglaublich eng, daß dieses Thema ein eigenes Buch rechtfertigen würde. Das zu leisten, hätte kaum in der Macht der besprochenen Publikation gelegen; gleichwohl wären einige Hinweise wünschenswert gewesen. Ich denke dabei an die in Deutschland in den 50er und 60er Jahre sehr aufmerksam rezipierte japanische Literatur (häufig in einfühlsamen Übersetzungen des Hamburger Japanologen Oscar Benl), oder an das beachtliche Interesse an der japanische Gartenkunst, die seit den 70er Jahren im Landschaftlichen ihre eigene Ästhetik unter Beweis stellte. Der 1975 eröffnete „Garten am Rhein“ in Düsseldorf war dafür ein Anfang, dem bald danach die Anlagen rund um das Museum für Ostasiatische Kunst in Köln (1980) folgten. Inzwischen gibt es kaum eine deutsche Großstadt ohne einen japanisch angelegten Garten.

Daß viele Aspekte des japanischen Kulturschaffens gerade in Deutschland auf fruchtbaren Boden fielen, mag dem deutschen Interesse an der handwerklich exquisiten Verarbeitung von Materialien geschuldet sein, die japanische Kunstwerke auszeichnet. Für viele, die eine sensitive Ästhetik von Oberflächen schätzen, bot Japan seit jeher ein hohes Maß an Anregung. In den vergangenen Jahrzehnten gingen mehrere deutsche Künstler (von denen Peter Pantzer einige aufführt) nach Japan, um dort zu studieren oder zu arbeiten. Umgekehrt waren japanische Künstler von deutscher Rationalität und Gründlichkeit, Konstruktivität und Ergonomie beeindruckt. Beziehungen im Designschaffen der beiden Länder gehen auf das Bauhaus der 20er Jahre und die Ulmer Hochschule für Gestaltung in den 50er und 60er Jahren zurück, zwei Institutionen, die heute noch in Japan großes Ansehen

genießen. Solche und andere, ähnliche Themenkreise hätten durchaus eine Bereicherung sein können.

Statt auf die noch immer gültigen geistigen Wurzeln im Wissens- und Kunsttransfer zwischen Deutschland und Japan einzugehen, widmet sich das letzte Kapitel des Begleitbandes der heute natürlich sehr wichtigen wirtschaftlichen und technologischen Zusammenarbeit. Eine Engführung des Themas, das sich nur noch auf Marktchancen und den wirtschaftlichen Überlebenskampf zweier ressourcenarmer Länder beschränkt, drückt eine nicht zu leugnende Sorge aus, doch wird Partnerschaft so vorwiegend als Wirtschaftspartnerschaft und Technologietransfer zweier Hochindustrieländer reklamiert. Ob die japanischen Partner dies ebenso sehen? Es fällt jedenfalls auf, daß der Band zu diesem Thema keinen japanischen Beitrag aufführt.

Jeder Angehörige einer bestimmten Disziplin wird eine Publikation wie diese anders lesen und beurteilen. Auch ist ein Band dieser Art nicht in der Lage, alle nur denkbaren Themenfelder aufzugreifen. Kritik muß sich daher in Grenzen halten. Dennoch ist der Rezensent der Meinung, daß die Publikation durch ein stärkeres Eingehen auf kulturelle Verflechtungen, gerade in der Epoche nach dem zweiten Weltkrieg, noch gewonnen hätte. Ein entschiedenes Manko ist dagegen das schmerzlich vermißte Sach- und Namensregister, das bei einem so interdisziplinär zusammengestellten Band hätte selbstverständlich sein müssen. So bleibt dem suchenden Leser nichts anderes übrig, als sich querfeldein durchzulesen – wenn auch mit beträchtlichem Gewinn.

Rüdiger Joppien, Hamburg

Volker Schult, Wunsch und Wirklichkeit. Deutsch-philippinische Beziehungen im Kontext globaler Verflechtungen 1860–1945 (Berliner Südostasienstudien, Bd. 8), Berlin 2008, Logos, 280 S., € 40,50, ISBN 978–3–8325–1898–1

Diese unter Anleitung von Bernhard Dahms in Passau entstandene Dissertation behandelt ein lohnendes Thema, zu dem es bislang keine wissenschaftliche Monographie gibt, nimmt sich indes zu viel vor. Der Verf. vermag sich nicht zu entscheiden, ob er die Deutschen in Manila, die Beziehungen zwischen dem Reich und den USA, die privaten deutschen Handelsinteressen (Sulu-Nordborneo) oder die wilhelminische Weltpolitik auf der Suche nach Stützpunkten in Ostasien in den Fokus nehmen soll. Statt dessen versucht er allen Aspekten gerecht zu werden, was notgedrungen zu Verkürzungen und sehr allgemeinen Aussagen führt.

Ausgangspunkt ist die Konfrontation des deutschen Fernostgeschwaders unter Admiral Diederichs mit einem amerikanischen Flottenverband in der Bucht von Manila im Sommer 1898. Die deutschen Einheiten hatten im November zuvor auf ausdrückliche kaiserliche Order die Bucht von Kiautschou (Tsingtau) im Handstreich besetzt und dampften nunmehr zum vermeintlichen Schutz der philippinischen Revolutionäre nach Manila. Philippinische Exilanten hatte an den Kaiser ei-

ne Petition geschickt, sich deutscher Oberherrschaft unterstellen zu wollen und auf diese Weise einer Ablösung der spanischen durch eine amerikanische Kolonialmacht zu entgehen. Der amerikanische Admiral Dewey blockierte im Rahmen des Krieges mit Spanien die Zufahrt nach Manila, was sich wiederum mit dem neu gewonnenen deutschen Selbstvertrauen nicht vereinbaren ließ. Dewey drohte Diedrichs mit Krieg – und die Deutschen gaben nach.

Der ganze Vorgang hätte stärker in das Netzwerk der damaligen internationalen Beziehungen und vor allem des Konkurrierens der beiden zu spät gekommenen Großmächte, den USA und dem Deutschen Reich, gehört. Auch bleibt unklar, warum einige in Europa, häufig in Deutschland, akademisch ausgebildete philippinische Intellektuelle ausgerechnet Preußen-Deutschland favorisierten. Der „Vater“ der philippinischen Revolution, José Rizal, hatte 1886 in Heidelberg sein Studium aufgenommen und 1892 nach seiner Rückkehr eine Reformliga begründet. Die Spanier machten ihn – wohl nicht zu Unrecht – für den Ausbruch der Revolution im August 1896 verantwortlich und erschossen ihn standrechtlich.

Sind die beiden ersten Kapitel viel zu lang geraten sowie mit unwesentlichen Details überfrachtet und haben obendrein mit dem Thema nur peripher zu tun, so sind die Ausführungen über die Kontakte in der NS-Zeit viel zu kurz. Die deutschen privaten Interessen im Sulu-Archipel (islamische Südphilippinen) und auf Nord-Borneo wurden in Berlin weitgehend ignoriert. Doch die rassenpolitische Problematik der Philippinen-Deutschen, von denen viele Frauen Einheimische waren, dürfte die Auslandsorganisation der Partei kaum übersehen haben. Über deutsche Juden auf den Philippinen und deren Ausschluß aus der deutschen Gemeinschaft bzw. dem Deutschen Klub erfährt man leider gar nichts. Die drakonische Besatzungspolitik der Japaner, die im Massaker von Manila im Februar 1945 endete und der auch deutsche Staatsbürger zum Opfer fielen, bleibt ebenfalls im dunkeln.

Das Buch birgt interessante Details, z.B. die Massenmobilisierung durch spanische Falangisten im Sommer 1939 oder die Bewunderung des Präsidenten Quezon für die Hitlerbewegung, doch es bleibt beim Erwähnen – ein Hinterfragen erfolgt nicht. Alles in allem eine informative, „normale“ Dissertation.

Bernd Martin, Freiburg i. Br.

Goethe-Institut Jakarta (Hg.): *forschen – vermessen – streiten*. Franz Wilhelm Junghuhn (1809–1864), Berlin 2010, regiospectra, 276 S., Abb., € 29,90, ISBN 978–3–940132–15–4

Dieses Buch ist das Resultat einer Ausstellung und eines Symposiums, die beide aus Anlaß des 200. Geburtstags von Franz Wilhelm Junghuhn vom Goethe-Institut Jakarta organisiert wurden. Der Titel faßt die Leidenschaften von Junghuhn zusammen: *forschen – vermessen – streiten*. Es besteht aus sechs Artikeln über verschiedene Aspekte von Junghuhns Leben und Arbeit, einigen Auszügen aus Junghuhns Schriften, einigen Illustrationen und einem Lebenslauf von Junghuhn sowie einer Bibliographie. Der erste Artikel von Heinz Schütte: „Von Mansfeld nach Java

– Notizen zum Porträt eines jungen Naturforschers“ beschreibt den Hintergrund dieses jungen Mannes, der 1809 in einer kleinbürgerlichen Familie in Mansfeld, einer preußischen Kleinstadt im Harz, geboren wurde. Sein Vater war Bergchirurgus, eine Art Sanitäter, und wollte, daß sein Sohn Medizin studieren sollte, aber Franz Junghuhn fühlte sich viel mehr von der Botanik angezogen. Als Student in Berlin wurde er in ein Duell verwickelt und zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Während er auf der Festung Ehrenbreitstein auf die Begnadigung durch den preußischen König wartete, floh er nach Frankreich, wo er als politischer Flüchtling willkommen war. Da Junghuhn schon lange davon geträumt hatte, ein südliches Land kennenzulernen, trat er in die französische Fremdenlegion ein und wurde 1834 nach Algerien geschickt. Aber er war sehr schnell enttäuscht und konnte sich wegen eines Typhusfiebers von der Fremdenlegion befreien lassen. Obwohl er in der Zwischenzeit vom preußischen König begnadigt worden war, wollte er nicht nach Deutschland zurückkehren, sondern ging nach Holland und schloß sich dem niederländischen Kolonialdienst als Militärarzt für Niederländisch-Indien an. 1835 kam er in Java an und hatte endlich sein gelobtes Land mit einer überwältigenden Flora und Fauna gefunden. Obwohl er auch Dienst als Militärarzt tun mußte, widmete er seine Freizeit ganz den geliebten naturwissenschaftlichen Forschungen. Schütte beschreibt Junghuhn als typisches Produkt seiner Zeit. In seinem Herzen ein Romantiker, fühlte er sich der Natur näher als den Menschen, mit denen er immer schlecht auskam. Er hatte den gleichen Forschungsdrang wie Adelbert von Chamisso und sein großes Vorbild Alexander von Humboldt, aber er würde nie so berühmt wie dieser werden, teils wegen seiner sozialen Herkunft, aber auch wegen seines schwierigen Charakters. Er stritt sich häufig mit Kollegen und behandelte die Eingeborenen eher schlecht. Trotz seines progressiven Denkens war er Teil einer Kolonialverwaltung und schaute auf die Javaner herab, fand daß sie diszipliniert werden müßten.

Der zweite Beitrag von Renate Sternagel: „Franz Junghuhns Forschungen auf Java, 1835–1848“ beschreibt die umfassenden Forschungen, die Junghuhn in seinen ersten Jahren auf Java unternahm. Die Insel Java war zu der Zeit noch relativ unerforscht, außer der Gegend um Batavia und Buitenzorg (Bogor). Er kündigte sofort seinen ehrgeizigen Plan an: er wollte eine Flora Javae schreiben. Sein Ziel war es, alle Pflanzen Javas zu beschreiben, angefangen mit den Pilzen, denn die Mykologie war seine erste Liebe gewesen. Daraus wurde zwar nichts, aber Junghuhn hat eine Pflanzengeographie Javas in vier Höhenzonen geschrieben. Da er sich darüber klar wurde, daß viele der in den Tropen tätigen Wissenschaftler früh starben, lag ihm daran, die Resultate seiner Forschungen so schnell wie möglich zu veröffentlichen. Das war auch wichtig, weil zu seiner Zeit ein besonders großer Wettbewerb unter Naturwissenschaftlern herrschte. Junghuhn war besonders mißtrauisch gegenüber Carl Ludwig Blume, dem Direktor des Rijksherbariums in den Niederlanden, von dem er vermutete, daß er die Entdeckungen anderer Wissenschaftler als die seinen ausgab. Junghuhn stellte sicher, daß seine Sammlungen nicht in die Hände von Blume fielen, indem er sie direkt an die Universität Leiden verkaufte. In seinem ersten Band über Java beschrieb Junghuhn die Pflanzengeographie Javas.

Er unterschied zwischen „Kultur“ und „Wildnis“ und als echter Romantiker zog er die Wildnis der Kultur vor. Von der Botanik ging er zur Vulkanologie über, die seine wahre Leidenschaft wurde. Er bestieg 43 Vulkane und beschrieb sie auf 964 Seiten in seinem zweiten Band über Java. Er verstand die traditionelle Furcht der Javaner vor den Vulkanen nicht und beschrieb sich selbst als furchtlosen Helden. Seine Entdeckungen von idyllischen unberührten Hochebenen in den Bergen führten oft zu ihrer Zerstörung durch die Kolonialherren, die sie für ihre Jagden oder Plantagen nutzten. Junghuhn war gegen die Plantagenwirtschaft; er haßte die Zerstörung der Urwälder, aber als Kolonialbeamter mußte er vorsichtig in seiner Kritik sein. Er hat uns aber poetische Beschreibungen und schöne Lithographien der unberührten javanischen Natur vor ihrer Zerstörung hinterlassen. Schon zu Lebzeiten wurde Junghuhn der „Humboldt von Java“ genannt und Renate Sternagel, die lange über ihn geforscht hat, hat kürzlich eine Biographie veröffentlicht: *Der Humboldt von Java – Leben und Werk des Naturforschers Franz Wilhelm Junghuhn (1809–1864)*, 2011.

Ein weiterer Aufsatz von von Gerhard Aust beschäftigt sich mit „Junghuhn als Landvermesser und Kartograph“. Zu Junghuhns Zeiten existierte nur die „Map of Java“, die von Thomas Stamford Raffles 1817 in seiner *History of Java* veröffentlicht worden war. Sie war sehr unzuverlässig, weil sie aus Hunderten von unterschiedlichen Skizzen von verschiedenen Personen bestand, die meist vom Meer aus gemacht worden waren. Niemand hatte sich weit ins Land hineingewagt. Junghuhn war davon überzeugt, daß man die Topographie einer Insel nur von möglichst hoch gelegenen Punkten vermessen kann. Auf Java kamen hierfür vor allem die Vulkane in Frage. Unter sehr schwierigen Bedingungen und mit beschränkten Mitteln bestieg Junghuhn zwischen 1836 und 1840 fast alle Vulkane auf Java, ermittelte ihre Höhe und die Entfernung zwischen ihnen. Von 1840 bis 1842 wurde er nach Sumatra geschickt, um die Länder der Bataks zu erforschen. Das Innere der Insel Sumatra war kaum erforscht und von dichten Urwäldern bedeckt. Junghuhn war der erste, der im malaiischen Archipel die Methode der Triangulation benutzt hat, bei der Festlegung einer trigonometrischen Basislinie zwischen zwei hochgelegenen Punkten an der Bucht von Tapanuli am Rande der Batakländer. Im Inneren des Landes war das noch wesentlich schwieriger, weil die Berge von dichtem Urwald bedeckt waren. Wieder bestieg er einen Berggipfel und ließ auf dem Gipfel eines Baumes einen Hochsitz bauen, um von dort aus seine Vermessungen durchzuführen. Nun konnte er auch die anderen Berggipfel erkennen. Er veröffentlichte die Ergebnisse seiner Expedition nach Sumatra 1847 auf Deutsch. Im ersten Band gibt es eine systematische topographisch-geographische Beschreibung der Insel, im zweiten Band eine ethnographische Beschreibung der Bataks. Aber Junghuhn hatte keine Zeit, um seine geologischen, klimatologischen und botanischen Beobachtungen zu veröffentlichen, denn er wurde von 1842 bis 1848 auf eine andere Expedition nach Java geschickt. Dieses Mal wurde er mit den notwendigen Mitteln und Instrumenten ausgerüstet, weil die Kolonialregierung endlich den Nutzen seiner Forschungen erkannt hatte. Seine Karte von Java, die er im Jahre 1855 veröffentlichte, gilt als die

bemerkenswerteste kartographische Leistung einer Einzelperson und wurde von Alexander von Humboldt hochgelobt.

Der vierte Artikel von Renate Sternagel, Taufikurahman und Thilo Habel heißt „Der Beitrag Junghuhns zur Cinchona-Kultur auf Java“ und beschäftigt sich mit der wichtigen Rolle, die Junghuhn bei der Einführung der Cinchona-Kultur auf Java gespielt hat. Obwohl Junghuhn nicht selbst die Cinchona-Bäume aus Peru nach Java importierte – das wurde von dem Botaniker Justus Karl Hasskarl 1853 auf Empfehlung von Junghuhn getan – so übernahm er 1856 die Cinchona-Kultur auf Java, nicht ohne Hasskarl für die anfänglichen Mißerfolge bei der Akklimatisation der Cinchona-Pflanzen auf Java verantwortlich zu machen. Junghuhn war der Meinung, daß diese Pflanzen unter ähnlichen Bedingungen wie in Lateinamerika gezüchtet werden sollten, d.h. auf einer Höhe von 6.000 Fuß und unter den Bäumen des Urwaldes. Für ihn war das auch ein Mittel, um den Urwald zu erhalten, dessen Vernichtung er bedauerte. Nach Junghuhns Tod im Jahre 1863 fällten seine Nachfolger sofort diese Bäume und legten Plantagen im freien Gelände an, die einfacher zu bewirtschaften waren. Junghuhn sah auch die Notwendigkeit der chemischen Untersuchung des Alkaloidgehaltes von Wurzeln und Stammrinde der Cinchona-Pflanzen, um die Sorte herauszufinden, die am meisten Chinin enthielt. Sein Wunsch kandidat für diese Aufgabe war der berühmte Chemiker Johan Eliza de Vrij, der 1858 nach Java kam. Am Anfang verstanden die beiden Männer sich gut, aber ihre Freundschaft zerbrach an der Kontroverse um die Sorte Cinchona pahudiana und de Vrij verließ 1863 Java im Unfrieden. Junghuhn verkündete daraufhin, daß er selbst die chemischen Analysen durchführen würde, obwohl er kein Chemiker war. Aber daraus wurde nichts, denn kurze Zeit darauf erkrankte Junghuhn schwer und starb 1864.

Im Beitrag „Junghuhns naturphysiognomische Bilder“ beschreibt Thilo Habel, wie Junghuhn es fertigbrachte, die Physiognomie jeder neuen Landschaft in den Skizzen, die er während seiner Expeditionen machte, darzustellen. Alexander von Humboldt war der Vater dieses naturphysiognomischen Ansatzes, aber Junghuhn wählte den ungeschönten wissenschaftlichen Ansatz in seinen Skizzen. Da er kein ausgebildeter Zeichner war und auch weder Geld noch Zeit hatte, um diese Reiseskizzen wie Humboldt von professionellen Malern verschönern zu lassen, wirken seine Skizzen ein wenig naiv. Sie geben aber die Physiognomie der Landschaft wieder, indem sie ihre herausragenden geologischen Formationen und ihre typischen Pflanzen zeigen. Es ist nicht überraschend, daß er sich schon 1858 für die Fotografie interessierte.

Im sechsten Artikel liefert uns Thomas Theye „Anmerkungen zu Franz Wilhelm Junghuhns Photographien aus Java“. Er sieht in Junghuhn einen Pionier der fotografischen Dokumentation in den Naturwissenschaften. Junghuhn nutzte die Fotografie hauptsächlich für die Dokumentation von typischen Landschaften und Vegetationsformen von Java. Er interessierte sich auch für stereoskopische Fotografie, die aus zwei Teilbildern bestand, die um den Augenabstand versetzt aufgenommen wurden. Durch ein spezielles Betrachtungsgerät gesehen, vermitteln diese Bilder einen räumlichen Eindruck. Weniger interessiert war Junghuhn an ethnographi-

schen Porträts, aber er machte Fotos von seiner Familie und von Freunden, die ihn besuchten. Die meisten seiner Fotos sind verlorengegangen, aber es gibt 78 Fotos, die im KITLV in Leiden zu finden sind.

Besonders auffällig bei Junghuhn ist, daß er ein Ökologe vor seiner Zeit war. Er beobachtete die Interdependenz von Urwäldern und Wasserhaushalt und war gegen die Zerstörung der Wälder durch die Plantagenwirtschaft und das rapide Anwachsen der Bevölkerung. Viele der Tiere und Landschaften, die er beschrieben hat, sind heute für immer verloren, wie Franz Magnus Suseno SJ in seinem nachdenklichen Nachwort schreibt. Dieses Buch verdient unsere ungeteilte Aufmerksamkeit, weil es uns die verschiedenen Aspekte der Pionierarbeit eines bemerkenswerten Entdeckers und Wissenschaftlers des 19. Jahrhunderts zeigt, der heute in Deutschland fast vergessen ist. Aber es ist doch bedauerlich, daß die Illustrationen in diesem Band so klein ausgefallen sind.

Marlies Salazar, Berlin

Afrika

Leonhard Harding: Das Königreich Benin. Geschichte – Kultur – Wirtschaft, München 2010, Oldenbourg, 261 S., 19 Abb., 4 Karten, 1 CD-ROM, € 34,80, ISBN 978–3–486–59757–8

„Benin“ ist seit 1975 die amtliche Bezeichnung einer ehemaligen französischen Kolonie, die vor allem aus dem einstigen afrikanischen Königreich Dahomey bestand. Das historische Königreich Benin liegt weit östlich davon im Zentrum Nigerias. 1897 wurde es von den Briten zerschlagen und dieser Kolonie einverleibt. Mit dem heutigen Benin hatte und hat es kaum etwas zu tun; seine Bevölkerung gehört einer anderen (Sprach-)Gruppe an. Aber es ist eines der ältesten afrikanischen Reiche der Region und vor allem durch seine Bronzeplastiken weltberühmt. Infolge der besonderen Bedeutung des historischen Benin gibt es dazu eine reiche afrikanische und westliche, auch deutsche, historische, ethnologische und kunsthistorische Forschung, aber kaum Gesamtdarstellungen.

Der bekannte, inzwischen emeritierte Hamburger Afrikahistoriker Harding legt jetzt die erste in deutscher Sprache vor, zusammen mit einer CD-ROM, die 81 seiner wichtigsten Quellen und eine umfassende Bibliographie enthält. Das Quellenproblem, das er ausführlich erörtert, ist es ja, das über Einzelfragen hinausgehender Forschung im Wege steht. Textquellen aus Benin, die einen tieferen Einblick in das Leben des Landes aus dessen eigener Perspektive geben, liegen, wenn überhaupt, dann nur aus jüngster Zeit vor. Europäische Beobachter gab es zwar seit

dem 16. Jahrhundert eine ganze Reihe, aber sie bleiben notwendigerweise an der Oberfläche. Neben der Auswertung ethnologischer, archäologischer und kunsthistorischer Befunde stehen noch die mündlichen, inzwischen weitgehend aufgezeichneten Überlieferungen zur Verfügung. Im Gegensatz zu den naiven Anfangszeiten der Oral History wissen wir aber inzwischen, daß diese zwar Identität stiften wollen, aber eben gerade nicht durch historisch „zuverlässige“ Aussagen im Sinne der modernen Geschichtswissenschaft. Selbst in der Gegenwart werden anscheinend historische Aussagen dem „Bedarf“ angepaßt, so etwa die Antwort auf die Frage, ob die ersten Oba-Könige aus dem Ritualzentrum Ile-Ife stammten oder nicht (61). Die Deutung dieses disparaten Materials verlangt daher sehr viel professionelles Fingerspitzengefühl und die Bereitschaft einzugestehen, was plausible Einschätzungen sein können und was eher nicht.

Harding leistet das in hervorragender Weise. Er setzt mit Oba Ewuare dem Großen ein, der um 1440 an die Macht kam und nach der Überlieferung das Herrschaftssystem entscheidend geprägt hat. Von da blendet er zurück zu den sagenhaften Ursprüngen des Volkes und seines Reiches, der älteren „Dynastie“ der Ogiso ab ca. 1000, und der neuen Dynastie der Oba ab ca. 1200, deren Nachfahre heute noch eine politisch machtlose, aber informell einflußreiche Rolle in der Millionenstadt Benin-City spielt. Nachdem Harding die Expansion des Reiches im Raum westlich des Niger in der Zeit nach Ewuare behandelt hat, wechselt er zur systematischen Darstellung. Es geht um die politische und sakrale Rolle des Herrschers, um die Benin-Variante des auch anderswo verbreiteten „Amtes“ der Königmutter, um die drei Arten von Häuptlingen, auf denen das Herrschaftssystem beruhte und ihr wechselndes Verhältnis zum Monarchen, um das Leben in der Hauptstadt und die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, schließlich um Menschenbild, Religion und Kunst – alles überaus behutsam hinsichtlich zuverlässiger Angaben dargestellt. Zum Schluß folgen wieder zwei „ereignisgeschichtliche“ Kapitel über Krise und Wiederaufstieg im 17./18. Jahrhundert und Niedergang und Ende im neunzehnten. Nicht erst hier ist vom europäischen Einfluß die Rede. Die Portugiesen kamen schon im 16. Jahrhundert, trieben Handel, kämpften auf der Seite des Oba, wurden demgemäß auf Bronzetafeln abgebildet, versuchten zu missionieren und politischen Einfluß zu gewinnen, beides ohne bleibende Ergebnisse. Laut Harding sind sie an der sakralen politischen Verfassung des Königtums gescheitert – doch warum hatten sie dann im Kongo Erfolg? Aus der Bucht von Benin, der sogenannten „Sklavenküste“, wurden im 17. Jahrhundert von verschiedenen europäischen Händlern ca. 230 000 Sklaven verschifft, im 18. Jahrhundert waren es mehr als 1,3 Millionen. Benin hatte aber nur einen wechselnden und insgesamt geringfügigen Anteil an diesem Geschäft, das vor allem vom Imperium von Oyo und seinem bereits erwähnten Vasallen Dahomey betrieben wurde. Diese Zurückhaltung ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß die Wirtschaft Benins selbst Nachschub an Sklaven benötigte, weil sie auf deren Arbeit beruhte. Benins Hauptexportartikel bestand in Baumwollwaren, bis die europäische Konkurrenz auch hier überhandnahm.

Hardings Ausführungen wirken rundum überzeugend. Nur seine Vergleiche mit vormodernen europäischen Verhältnissen hinken bisweilen. Daß europäische Herrscher ihr Recht über Leben und Tod, wenn sie denn ein solches besaßen, mit ihrem Verhältnis zum Papst begründet haben sollen (182), ist mir z. B. neu. Außerdem läßt die Redaktion des Buches insofern zu wünschen übrig, als ziemlich viele überflüssige Wiederholungen auftreten (z. B. 132, 176, 181 die „Sklaven“ des Oba, oder 179 und 198 die Opferung eines Sklaven anstelle der Mutter von Zwillingen, die eigentlich hätte getötet werden müssen!), auch einmal eines ganzen Abschnitts-themas (131 und 170). Doch dessen ungeachtet handelt es sich unzweifelhaft um einen auch methodisch wichtigen Beitrag zur älteren afrikanischen Geschichte.

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Uwe Schulte-Varendorff: Krieg in Kamerun. Die deutsche Kolonie im Ersten Weltkrieg (Schlaglichter der Kolonialgeschichte, Bd. 13), Berlin 2011, Links, 224 S., 61 s/w Abb., 1 Karte, € 29, 90, ISBN 978-3-86153-655-0

Der Autor nimmt sich eines sowohl kolonial- als auch kriegsgeschichtlich eher selten behandelten Themas an und richtet zudem den Fokus nicht auf „die reinen Kampfhandlungen“ („was ohnehin nur zu einer Aneinanderreihung von Gefechten und Scharmützeln führen würde“), sondern auf ein bisher besonders vernachlässigt erscheinendes Thema: Es geht ihm „um die schmutzige Art der Kriegsführung und die Auswirkung der Kriegshandlungen auf die indigene Bevölkerung. Das meint in erster Linie die Zivilbevölkerung, schließt aber auch die afrikanischen Soldaten [...] ein [...] Darüber hinaus werden auch die Folgewirkungen auf die sogenannten Kolonialdeutschen [...] thematisiert“ (8). Folgerichtig gliedert er sein Buch nach zwei die Zeit vor Kriegsausbruch behandelnden Einführungen – äußerst summarisch „Gewalterfahrungen – deutsche Kolonialherrschaft in Kamerun“ (10-16), biographisch „Der Befehlshaber – Carl Zimmermann“ (38-54) – in die Abschnitte „Der Kriegsverlauf – Angriff von allen Seiten“ (17-36), „Die Kriegsführung – ein ›schmutziger‹ Krieg“ (55-70), „Die loyalen Untertanen – Krieg gegen die kamerunische Bevölkerung“ (71-108, das umfangreichste Kapitel), „Die afrikanischen Soldaten der ›Schutztruppe‹ – treu bis in den Tod?“ (109-125) sowie „Die ›Kolonialdeutschen‹ – verfolgt, gefangen, deportiert“ (126-139). Es folgen ein Vergleich mit dem Kriegsgeschehen in den anderen deutschen Schutz- und Pachtgebieten „Der Erste Weltkrieg in den Kolonien – eine Frage der Ehre“ (140-149) und ein bis 1945 weiterführendes Kapitel „Die nachkoloniale Zeit – Verklärung, Aufarbeitung, Gedenken“ (150-162). Dem schließen sich 36 Seiten Anmerkungen und ein Quellen- und (umfangreiches und wohl umfassendes) Literaturverzeichnis (199-217) sowie dankenswerterweise ein Orts- (220) und ein Personenregister (221-223) an.

Schulte-Varendorff breitet ein reiches Material aus, das er v. a. deutschen Veröffentlichungen der zwanziger und dreißiger Jahre und den Akten des Bundesarchivs entnehmen konnte, und geht seinem auf Empathie und Indignation gerichteten Vorhaben mit großer Konsequenz nach. Stets ist er bemüht, weitestmögliche Di-

stanz zu den Kolonialherren zu bekunden – zumindest zu den deutschen: Der Begriff »Schutztruppe« erscheint konsequent in distanzierenden Gänsefüßchen; wenn andere Quellen berichten, daß die Engländer und Franzosen kleine Diebstähle mit dem Tode bestrafte (Bender 1921, 104, 106; die in der Rezension erwähnte Literatur ist im Literaturverzeichnis der besprochenen Arbeit nachgewiesen), wird diejenige Quelle zitiert, die die von ihnen erschossenen Eingeborenen als Plünderer bezeichnet (85, die Anm. 61 weist aber u. a. auch auf Bender 1921 hin); Prügelstrafen von mehr als doppelter Höhe wie unter deutscher Herrschaft zulässig werden als „Die Kolonialherren hatten zwar gewechselt, aber die Methoden waren die alten geblieben“ kommentiert (85), dagegen die Züchtigung von Frauen – ein solcher Fall rief in den ersten Jahren des Schutzgebiets einen folgenreichen, bis in den Reichstag bebenden Kolonialskandal hervor (zuletzt V. Schimpff, Rezension von: F. Weckner, Strafrecht und Strafrechtspflege für Afrikaner und ihnen gleichgestellte Farbige in Deutsch-Ostafrika, Hamburg 2010, in *Curiositas* 11, 2011, 207-209, hier 208f.) – auf im Krieg von den Engländern übernommenen Plantagen (Bender 1921, 105, 125 Anm. 2) überhaupt nicht erwähnt. Auf Bender (1921, 27) sei hier besonders zurückgegriffen, weil er ein harter Kritiker der Kolonialverhältnisse und insbesondere der deutschen Eingeborenenpolitik war und zeitnah auf „schreiende Ungerechtigkeiten“ gegen die zwischen die Fronten geratenen afrikanischen Nichtkombattanten hingewiesen hat. Die simple auswertende Feststellung, daß Briten und Franzosen die afrikanische Kameruner Zivilbevölkerung nicht als Zivilbevölkerung eines besetzten feindlichen Staates und die farbigen deutschen Soldaten nicht als feindliche Soldaten betrachteten, sondern ihnen den Schutz des Kriegsvölkerrechts verweigerten und ihre Zugehörigkeit zu einem deutschen Schutzgebiet, zur deutschen oder zur Selbst-Verwaltung, zur Polizeitruppe oder zur Schutztruppe teilweise als Verbrechen ahndeten, fällt Schulte-Varendorff offenbar schwer, der zwar der Leidensgeschichte der Zivilbevölkerung sein längstes Kapitel widmet, aber nur beiläufig einmal die Verantwortung „auch zu einem gewissen Teil bei den alliierten Streitkräften“ sieht und „auch [...] eine Mitschuld“ nur an Plünderungen und Zerstörungen (97) einräumt. So wird zur Abbildung auf Seite 63 lediglich die Beschriftung „Der Dolmetscher Kofa, um 1915, der in der Residentur [nicht gesagt wird: Garua] arbeitete, wurde von den Franzosen gehenkt“ der Bildquelle transportiert, ohne daß im Text darauf eingegangen wird. Daß die Franzosen nach der Einnahme von Garua die „Lamidos [Fürsten] von Marua, Mendif und Kalfu, den Agia [Richter] Gambo von Binder, meinen Dolmetscher Kofa und den Schreiber Mamadu, der früher in Marua war, aufgehängt bzw. erschossen haben“, hätte Schulte-Varendorff leicht dem Bericht des letzten Residenten K. v. Crailsheim entnehmen können, dem bei der Kapitulation von den Briten zugesagt worden war, daß jenen nichts geschehen würde (abgedruckt in: *Deutsches Kolonialblatt* 28, 1917, 65).

Die zusammenfassende Schlußbemerkung „Dieses Buch hätte seinen Zweck erfüllt, wenn es dazu beitragen könnte, auch dem Schicksal und den Leiden der Bevölkerung Kameruns die gebührende Aufmerksamkeit zu verschaffen“ (162) wäre allerdings ebenso als Einleitungssatz verwendbar gewesen, denn es stellt sich heraus, daß für gesicherte Angaben selbst über die von ihm thematisierten deutschen

Maßnahmen doch ein Rückgriff auf die Quellen und Literatur erforderlich ist. Daß er sie kennt, nennt und auch manche unverarbeitete Information transportiert, ist lobenswert. Schulte-Varendorffs empathischer Eifer geht aber zulasten der Zuverlässigkeit. Um zu zeigen, daß die bei Kriegsbeginn für Soldaten, Polizeisoldaten und Regierungsangestellte verkündete Abschaffung der Prügelstrafe (abgedruckt 22) nicht umfassend umgesetzt worden sei, schreibt er (110): „Der Patrouillenführer Conrad Harder schildert in seinem Erlebnisbericht, daß auch in der Kriegszeit einfache afrikanische Soldaten selbst bei leichteren Vergehen auf diese Weise gezüchtigt worden seien.“ Im zitierten Tagebuch von Harder (1925, 188) heißt es jedoch, nach einem freundlichen Empfang der kämpfenden Truppe in einem Dorf: „Zum Dank dafür erschlug ein Soldatenjunge brutalerweise eine Henne, Mutter einer noch unerzogenen zahlreichen Nachkommenschaft. Ich bezahlte den Manöveradler und ließ dem hoffnungsvollen Jüngling seine wohlverdienten 25 auf seine Erziehungsfläche applizieren.“ Ein „Soldatenjunge“ war eben kein Soldat, sondern der persönliche Diener eines solchen. Zu einem ähnlichen Thema heißt es (113): „Der Patrouillenführer Harder schilderte in seinem Erlebnisbericht Begebenheiten, die die Moral der ausgemergelten Truppe noch untergruben. Als Strafe bei Vergehen leichter Art im Dienst – was darunter verstanden wurde, ließ Harder im Unklaren – seien afrikanische Soldaten der >Schutztruppe< an Bäume gebunden worden.“ Tatsächlich schrieb Harder (1925, 199): „die Disziplin war so stramm wie je, nachdem ich einen alten Sanagasoldaten, der frech gegen den Gefreiten gewesen war – beim Wacheverteilen natürlich –, einmal ein paar Stunden an einen Baum hatte binden lassen und ihn dann nur auf seine Bitten und nachdem Gefreiter Essop selbst für ihn Fürsprache getan hatte, sein Gewehr wiedergab.“ Der Strafgrund ist also so wenig unklar, wie die Maßnahme so skandalös war, wie es Schulte-Varendorff empört vorträgt: Denn beim Dienst im Felde, wo kein Arrestlokal zur Verfügung stand, sollte der strenge Arrest durch „Anbinden, täglich zwei Stunden“/„Anbinden zwei Stunden täglich“ vollzogen werden. So schrieben es die bei Kriegsausbruch geltenden militärischen Strafvollstreckungsvorschriften vor, und zwar inhaltsgleich die in Afrika und die in Europa, die für Afrikaner und die für Europäer geltenden Bestimmungen (Vorschriften des Reichskanzlers, betreffend strafrechtliche und Disziplinarverhältnisse bei den farbigen Mannschaften der Kaiserlichen Schutztruppe für Kamerun. Vom 22. März 1905. In: Deutsche Kolonialgesetzgebung 9/1905, Berlin 1906, 85-93, hier 92; Strafvollstreckungsordnung vom 14. März 1908. Dritter Abschnitt § 129 Nr. 3 Subnr. 2, Berlin 1908, 115).

Die Bildbeschriftung „Afrikanische Vorzeigesoldaten: Feldwebel Mboari (l.) und Unteroffizier Ssanga, beide Träger der großen goldenen Tapferkeitsmedaille, um 1915“ (114) enthält gleich zwei Fehler: In der Bildquelle (Surén 1934, nach 234) sagt die Beschriftung nur über den Erstgenannten „Feldwebel Mboari, Inhaber der großen goldenen Tapferkeitsmedaille [...]“, und eine „große goldene Tapferkeitsmedaille“ gab es nicht, gemeint ist selbstverständlich die 1892 gestiftete Krieger-Verdienst-Medaille. Diese erwähnt Schulte-Varendorff wenige Zeilen unter der Abbildung auch ganz korrekt, als er das Mißverhältnis zwischen den Ehrenzeichenvorschlägen für Deutsche und für Afrikaner anprangert. Daß er jedoch – was in

diesem Zusammenhang zwingend nahegelegen hätte – nicht darauf eingeht, daß es in der Schutztruppe für Kamerun vor dem Kriege zwar farbige Chargen, aber (anders als in Deutsch-Ostafrika) keine farbigen Offiziere gab, und nicht diskutiert, daß (oder ob) der erwähnte Feldwebel Mboari im Krieg eine Tapferkeitsbeförderung zum Offizier erhalten habe (wie es der von Schulte-Varendorff benutzte Hoffmann 2007, 21 mit Anm. 86, erwähnt und sich dabei auf eine Quelle im von Schulte-Varendorff ebenfalls benutzten Bundesarchiv-Militärarchiv beruft), zeigt allerdings ein schwerwiegendes Defizit des Buches: Die Wissenschaftlichkeit weicht der Parteilichkeit. Wenn eine Aussage ‚paßt‘, wird sie ohne innere Quellenkritik übernommen. Der empathisch-indignierte Eifer des antikolonialistischen Autors führt dann zu den gleichen Ergebnissen wie die rassistische Grundeinstellung der militärgeschichtlichen Auftragschreiber der dreißiger Jahre (Mentzel 1936, Pürschel 1936) – Führungsqualitäten, Initiative und Leistungen der afrikanischen deutschen Soldaten werden negiert, sie werden von militärischen Subjekten zu kolonialen Objekten umgeschrieben. Diese Ergebnisse mögen übereinstimmen, gleichwohl sind sie falsch.

Als Beispiel sei der Fall von Garua herausgegriffen. Schulte-Varendorff (28): „Ein Ausbruchversuch der deutschen Besatzung unter ihrem Kommandeur Hauptmann Kurt Freiherr von Crailsheim schlug unter großen Verlusten fehl. Daher mußte am 10. Juni 1915 die weiße Flagge gehißt werden.“ Während es in der immerhin „Die Kämpfe in Kamerun 1914–1916“ betitelten Arbeit von Mentzel (1936) nur kryptisch hieß (72 Anm. 104): „Die Westabteilung [in Ngaundere] wurde nach dem Fall Garuas mit den Trümmern der [in Garua konzentrierten!] Nordabteilung zur Nordwestabteilung vereinigt“, erläuterte Pürschel (1936, 65 Anm. 63) wenigstens in der Fußnote: „Garua fiel am 10. Juni 1915. 37 Europäer und 172 Farbige wurden gefangengenommen. Etwa 200 Farbige konnten den Benue überschreiten und sich in Richtung Ngaundere durchschlagen.“ Es sind die von Schulte-Varendorff wenig geschätzten „Kriegserinnerungen“, die diesen Vorgang näher beleuchten. Im Tagebuch von Harder (1925, 175) steht am 30. Juni 1915: „Die Feste Garua ist am 10. Juni gefallen [...] Der Kommandant v. C., alle Europäer und etwa 50 farbige Soldaten von den Engländern gefangen. Der farbige Feldwebel Balla hat sich über den Benue, in dem viele Soldaten ertranken, mit etwa 60 Mann unter beständigen Kämpfen gegen die aufständischen Durrus bis zu unserem Posten Ngaundere durchgeschlagen [...] Diese Kavalleristen ohne Pferde wurden später der 7. Kompanie [Harder dürfte die 8. meinen] einverleibt und waren nur am Patronengürtel von den Infanteristen, die Patronentaschen hatten, zu unterscheiden.“ Damis (1929, 73) referierte den Bericht eines nach dem Fall nach Garua eingedrungenen Aufklärers der Schutztruppe: „Nur einer Abteilung farbiger Soldaten unter der Führung des farbigen Feldwebels Mballa sei es in der Nacht vor der Übergabe gelungen, den Benue zu überschreiten und nach Ngaundere abzumarschieren.“ Aus örtlichem Erleben und in stark literarischer Überhöhung heißt es bei Surén (1934, 289): „Feldwebel Mballa eilt mit Soldaten nach Tendiri. Hinüber zur Freiheit. [...] Nicht achtend Wassergefahr und Tod, stürzt sich auch Feldwebel Mahmadifraci mit seinen Soldaten in die hoch gehenden Fluten. Wie viele erreichen das jenseitige

Ufer? Wie viele finden den Tod in den Wellen. Ist Mahmadi gerettet? Ist Mballa gerettet, der alte Recke? Und die vielen braven Unteroffiziere, die vielen braven alten und jungen Soldaten?"

In der Zusammenschau dieser Schilderungen ergibt sich ein anderes Bild als bei Schulte-Varendorff oder den Militärhistorikern der NS-Zeit. Gewiß, ein bestimmendes Motiv war Angst vor der Niederlage – Surén (1934, 288): „In schrecklicher Furcht vor Tod und Sklaverei stürzen sie zum Benue [...] Nur hinüber, fort von Garua – Rettung vor den unerbittlichen Feinden!“ –, eine gerechtfertigte Angst, auch Schulte-Varendorff erwähnt die Ermordung von kämpfenden afrikanischen Soldaten der Schutztruppe und Regierungsangestellten durch die Sieger und die Deportation und Versklavung sogar eines probritischen Kameruner Stammes. Aber es handelte sich bei der Aktion am Benue offenkundig um organisierte Ausbrüche von Einheiten der Schutztruppe unter ihren farbigen militärischen Führern, nicht um eine wilde Flucht oder gar Desertion.

Darf man von einer Leidensgeschichte, wie sie der Autor schreiben wollte, solche Kriegsgeschichte nicht erwarten? Oder muß man von einem Buch, das „Krieg in Kamerun. Die deutsche Kolonie im Ersten Weltkrieg“ betitelt ist, so etwas nicht doch erwarten? Heißt „prüft die Legenden“ (8) tatsächlich, den zweckgerichteten Legenden wie „Völlig versagten die Farbigen auf Erkundungspatrouillen“ (Pürschel 1936, 87) nicht die zahlreichen entgegenstehenden Beispiele der Erinnerungsliteratur entgegenzustellen, sondern die Legenden durch Stillschweigen zu fördern? Qui tacet, consentire videtur. So kann vom Werbetext des Verlages „Ein erhellendes und zugleich bedrückendes Buch“ nur das zweite Attribut akzeptiert werden. Eine zeitgemäße Geschichte Kameruns im Weltkrieg und des Krieges in Kamerun bleibt noch zu schreiben.

Volker Schimpff, Leipzig

Joachim Zeller: Weiße Blicke – Schwarze Körper. Afrikaner im Spiegel westlicher Alltagskultur. Bilder aus der Sammlung Peter Weiss, Erfurt 2010, Sutton, 247 S., € 34,90, ISBN 978-3-86680-412-8

Eine Fotografie aus den 1920er-Jahren zielt das Titelbild als eine Prolepse. Eine Kongolesin mit bedecktem Gesicht zur Protektion vor dem Blick des weißen Fotografen und als Demonstration ihres Widerstands und Eigensinns. Die Fotografie wird von Historiker Joachim Zeller aber als ambivalent verstanden, da die Afrikanerin sich ihres eigenen Blickes beraubt. Zeller sieht in der Fotografie die Macht des weißen Fotografen, zu schauen und die „Blick-Ohnmacht“ der Afrikanerin (235). Zeller, der 1958 in Swakopmund, Namibia, geboren wurde, in Berlin und Frankfurt Geschichte, Kunst und Deutsch studierte, im Berliner Schuldienst arbeitete und 1999 an der Technischen Universität Berlin in Geschichte promovierte, legte bereits zahlreiche Veröffentlichungen zur Kolonial-, Denkmal- und Fotogeschichte vor und ist Mitherausgeber zweier kolonialhistorischer Buchreihen. Somit

reicht sich die vorliegende Publikation in eine Reihe ähnlicher ein und zeigt den Dualismus zwischen Macht und Ohnmacht des Westens und Afrikas.

Der Einführung folgen 18 thematisch sowie chronologisch – vom deutschen Kolonialismus bis zur heutigen Afro-Diaspora in Deutschland – unterteilte Kapitel, die jeweils durch eine 1-3 seitige thematische, diachrone Einführung in Zellers Thesen eingeleitet und durch illustrativ angefügte, exemplarisch gewählte Bildquellen belegt werden. Bereits in der Einführung werden die signifikantesten Themenkomplexe umrissen: „Imperiale Post“, „Exotische Seh(n)süchte“, „Zeichen des Widerstands“ und „Gewalt der Afrika-Bilder“. Insgesamt handelt es sich um rund 400 Bilder, insbesondere Karten aus der bekannten, viele Tausend Postkarten zählende Privatsammlung Peter Weiss, dem bedeutendsten Archiv seiner Art in Europa. Der Schwerpunkt liegt klar auf Kolonialfotografien und Postkarten, ist die postkoloniale Zeit doch wenig abgedeckt. Außerdem werden u.a. Zeichnungen, Zeitungsberichte, Karikaturen, Typen-Bilder, Buchillustrationen, private Fotografien, Werbeplakate/-prospekte, Holzstiche, Plakate, Filmposter, Brettspiele, Landkarten und Fotografien von Denkmälern hinzugezogen. Zellers Studie bietet einen örtlich, thematisch und diachron breiten Überblick. Fotografien u.a. aus den Kolonien in Senegal, Kongo, Togo, Sudan, Südafrika, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika, Samoa, Deutsch-Neuguinea, Kiautschou aber auch Bilder der Afro-Amerikaner in den USA zeigen „Schwarze Körper“. „Weiße Blicke“ werden von Deutschen, Belgiern, Holländern, Franzosen, Briten, Amerikanern, Spaniern und Russen auf die „Fremde“ und die „Anderen“ geworfen. Der „Kolonialismus der Bilder“ wird mit Hilfe der Medien „visueller Populärkultur“ der ehemaligen Kolonialmächte aufgezeigt, um die Rezeption der Bilder zu ändern, indem „rassistische Wahrnehmungsmuster“ aufgebrochen und „aus dem Kolonialzeitalter herrührende Blickregime“ überwunden werden, was das erklärte Ziel des Bandes ist (8). In Deutschland sei bisher eine „Dekolonisierung des Bewußtseins versäumt“ worden, weshalb dieser Band zur Befreiung des „kolonialen Bildarchivs“ beitragen möchte. Zeller versteht seine Untersuchung als einen „Beitrag zur visual history“ (11). Die Macht der Bilder im „schwierigen Prozeß des interkulturellen Dialogs“ soll untersucht werden und somit zur „Entmächtigung der kolonialistisch-exotischen Bilderwelten wie zur Überwindung des kolonialen Blicks“ beitragen (22).

Ein erster Schwerpunkt liegt auf der Raumkonzeption kolonialer Räume. Im ersten Kapitel geht es um die kulturelle Topographie Afrikas. Afrika wurde als „Antithese zum verderbten Europa“ (25) und als „entleerter Raum, [...], der auf den weißen Mann als Eroberer wartet“, als „Gegenerfahrung zur überfüllten Massengesellschaft in Europa“ (48) und „terra nullius“ konzeptioniert (33). Im zweiten Kapitel wird gezeigt, daß entleerte koloniale Räume Abenteuer und Erotik versprachen und als „Zufluchtsraum für zivilisationsmüde Europäer“ (36) imaginiert wurden. Der Fokus liegt klar auf den deutschen Kolonien und der Demonstration der Germanisierung der Kolonien in Bildquellen. Die indigene Bevölkerung wird überwiegend negativ dargestellt, um die Kolonialisierung als „Zivilisationsmission“ und „Entwicklungshilfe“ zu legitimieren sowie Distanz zu schaffen. Durch die Fremdkonzeption findet eine Selbstaffirmation und Identitätskonzeption der vom Suprematiege-

fühl gestützten weißen Kolonialherren statt. Akkulturationserscheinungen wurden auf Humor-Postkarten diffamiert und Afrikaner als monströs-infantilisiertere Figuren dargestellt. Fotografien von weißen Machthabern illustrieren, daß diese von einer vormodernen Gesellschaft träumten, wo es wie im Feudalismus Herren und Knechte gab. Während die Südsee als „sanftes exotisches Paradies“ konzipiert wurde, imaginierte man Afrika als „wilde bedrohliche Wildnis“ (42).

Ein zweiter Schwerpunkt liegt auf der Selbst- und Fremdkonzeption. Das dritte Kapitel ist der „Typisierung des Eigenen“, d.h. der Inszenierung weißer Hegemonie, patriotischer Großmachtssehnsucht, Stereotypisierung sowie Typisierung des Fremden, gewidmet. Koloniale Hierarchien wurden „sichtbar gemacht, [...], verharmlost, [...], als selbstverständlich und unveränderlich ausgegeben“ (52). Das Rohstofflager Afrika wurde von weißer heroischer Männlichkeit ausgeraubt und durch westliche Technik entwickelt und zivilisiert. Afrikaner wurden als Diener dargestellt, deren mangelnde Disziplin, Wildheit und Ausschweifungen gebrandmarkt. Erfolgsdemonstrationen der Akulturation oder Zivilisierung wurden ebenso visualisiert wie der wohlthätige europäische Paternalismus (59). Weiße wurden zu Legitimationszwecken meist bei ihren „Pflichterfüllungen“ gezeigt. „Krieg mit Bildern?“ zeigt die in Bildern manifestierte Meinung der Kolonialisten, die „Europäisierung der Erde sei ein Projekt des Fortschritts gewesen“ (65). Die Kriegsfotografie spiegelt aber auch die Ambivalenz von Triumph und Trauma der kolonialen Erfahrung wider. In diesem Kapitel fällt besonders auf, daß eine Einbettung der Bildquellen in den Text wesentlich aussagekräftiger gewesen wäre.

Der diachrone Ansatz des Bandes im allgemeinen ist sehr spannend, beleuchtet die historische Entwicklung und Veränderung der interkulturellen Betrachtungsweise – d.h. wie der weiße Blick auf schwarze Körper sich verändert hat. Im kurzen Essay dieses Kapitels wirkt die komparative Analyse aber teilweise anachronistisch. Daß die Abbildungen keine Nummern haben, macht sie schwer zitierbar und das Übereinanderlagern verschiedener Fotografien und die Darstellungsweise überfordern den Betrachter teilweise. Die von Postkarten-Illustratoren verwendeten Fotografien (70) sind besonders aufschlußreich. Die Darstellungsweise des Herero-Aufstandes als weiße Unschuldige und afrikanische Aggressoren sowie die Intention hinter gewissen Abbildungen – beispielsweise der Wahlkampf in der Metropole – sowie die euphemistische Darstellungsweise von Gewalt mit Hilfe der Infantilisierung der Akteure ist besonders gelungen (72-73). Das fünfte Kapitel „Fremdbilder“ zeigt die westliche Ikonographie des Afrikaners als Teufel, Feind, subalternen Gefolgsmann, Schreckbild, Vorbild, „edler Wilder“, „Hofmohr“, „Exoten“, „Untermenschen“, „Naturkind“ in einer manichäisch geprägten Welt (75). Die Werbeindustrie bedient sich auch heute noch gewisser Stereotypen, die zu einer „visuellen Ideologie“ geworden sind (76). Die Mißrepräsentation des Fremden diente der Aufwertung des Eigenen, wird oft betont und verstärkt den repetitiven Charakter von Zellers Ausführungen. Individualisierung und sexuelle Restriktion in den Metropolen führte zur Idealisierung der sozialen Gemeinschaft, der Typisierung und Hervorhebung der sexuellen Freizügigkeit in der Peripherie. Nach der „Typisierung des Eigenen“ und den „Fremdbildern“ folgt die Frage „Wer lacht hier über wen?“,

welche zur Leitfrage des sechsten Kapitels wird, das von besonderem Wert ist. Darin wird veranschaulicht, wie „die Weißen“ sich selbst lächerlich machten durch die Kritik der Adaption der Indigenen an den westlichen Habitus. Die „karnevaleske Umkehrung der kolonialen Machtverhältnisse“ war aber damals für Kolonialisten unlesbar, da eine „Selbstermächtigung“ der Kolonialiserten unvorstellbar war (92). Die Mimikry in Fotografien demaskierte die Praktiken der Kolonialherren und Karikaturen führten die Europäer vor.

Ein dritter Fokus liegt auf der Grenzziehung zwischen weißen und schwarzen Körpern und Blicken. Mischehen und interkulturelle Liebe waren in der Metropole, wo weiße Frauen mit schwarzen Männern gezeigt wurden, aber auch in den Kolonien, wo der Fokus auf weißen Männern mit schwarzen Frauen lag, ein zentrales Thema. Die Affektkontrolle des Selbst und die animalische Triebhaftigkeit der Kolonialiserten wurde zum zentralen Motiv. Zellers Interpretationen wirken teilweise einseitig, so könnten gewisse Postkarten (103) auch als Animation zur Auswanderung von Frauen und der Flucht aus dem Frauenüberschuß in der deutschen Heimat gelesen werden. Einzigartig ist die Postkarte, die den „schwarzen weiblichen Blick auf den weißen Männerkörper“ (105) zeigt. Im Kapitel „Grenzziehungen“ werden rassifizierte Körper z.B. mit Hilfe der „Mohrenwäsche“-Ikonographie gezeigt. In Minsterl-Shows und Jahrmarktaufführungen wurde die Abnormität von Afrikanern und Indianern gezeigt, was die Fremdkonzeption in Europa visualisierte. Schwarze Männer wurden als Eunuchen entsexualisiert, während deutsche FKK-Anhänger Kamerunfeste etablierten und sich als „Buschneger“ verkleideten. Das Kapitel „Mediale Kolonisierung“ thematisiert die positive Darstellung von Afrikanern als heilige schwarze Dandys und Werbefiguren, die im Tourismus für „großstädtisches Flair“ sorgten und gewissen Produkten zur Popularität verhelfen. Die Rolle als Produzenten und Träger von Kolonialprodukten sowie Akteuren bei den Völkerschauen, wo es insbesondere um die Popularisierung des kolonialen Projekts ging, überwog aber.

Grenzen werden auch durch euphemistische Darstellungsweisen wie die „Infantilisierung“, aber auch die Erschaffung eines Feindbildes gezogen. Das zehnte Kapitel wird mit thematischen Assoziationen eingeleitet, die zeigen, daß seit dem „Erziehungsprogramm“ des Kolonialismus „höchst problematische traditionelle Darstellungsmuster ungebrochen fortgesetzt“ werden (137). Das elfte Kapitel, in dem die heimgeholte Fremde thematisiert wird, visualisiert die Legitimationsversuche der kolonialistischen Agitation und zeigt, was Daheimgebliebene von den Kolonien sehen wollten. Im zwölften Kapitel werden Werbeschlachten gezeigt, die nicht nur die Ausbeutung, sondern auch den Genuß des „Anderen“ in europäischen Konsumwünschen veranschaulichen (159). Ikonoklastische Phantasien und exotisierende Stigmatisierung anhand der Topoi der ‚Exotik, Naturnähe, Erotik, Naivität, Genuß(fähigkeit), Animalität‘, aber auch Positivstereotype wurden für die Werbung be- bzw. ausgenutzt (160). Entweder wurde durch die dunkle Hautfarbe ein direkter Bezug zum Produkt hergestellt oder die exotische Herkunft eines Kolonialprodukts betont. Genußvolles Ausbrechen aus dem grauen Alltag versprach der orientalisierte „Mohr“, der für zahlreiche Produkte warb (166). Spannend ist die Demon-

stration von Internationalität gewisser Konsumgüter sowie die Verwendung fotografischer Vorlagen für Werbepostkarten (171-172). Im Kapitel „Medialer Rassenkampf“ werden Feindbilder wie dasjenige des Afrikaners als „Untermenschen“, „Vergewaltiger weißer Frauen“, „mordende Bestie“ oder „Kulturzerstörer“ (176) vorgestellt. Die piktoriale Aggressivität schürte den Haß und die Verachtung kolonialisierter und demonstrierte die eigene Überlegenheit über andere europäische Kolonialmächte. In Kapiteln wie diesem wäre es aufschlußreich gewesen, Bildquellen von nicht an der Kolonialexpansion beteiligten westlichen Ländern – z.B. der Schweiz – komparativ dem weißen Blick der Kolonialmächte gegenübergestellt zu sehen.

In einem letzten Teil werden postkoloniale Bildquellen ausgewertet. Sehr spannend zu lesen ist das 14. Kapitel, das die Nostalgie und den deutschen Kolonialrevisionismus nach dem Versailler Vertrag zeigt. Der „treue Askari“ (191), das Kolonialdenkmal in Döberitz und die Propaganda von Kolonialwaren, Brettspielen und deutschen Raumbemächtigungsphantasien hat Zeller besonders eindrücklich herausgearbeitet. „Black was the colour, Jazz was the sound“ (199) war der Slogan der 20er Jahre. Die Negrophilie ließ die Persiflage, die gewisse Künstler zeigten, mißverstehen und die eigene Modernität hervorheben. Josephine Baker und Al Brown wurden zu Ikonen, Afrikaner waren aus dem Sport und der Musikszene nicht mehr wegzudenken. Der aufkommende Nationalsozialismus brachte Antiafrikanismus und Antisemitismus mit sich, was der Popularität von Afrikanern in Deutschland einen jähen Abbruch verschaffte. Lag der Fokus insbesondere auf Bildern aus dem deutschen Kolonialismus, so widmet Zeller das 16. Kapitel der amerikanischen Color Line und demaskiert die amerikanische Gesellschaft. Im darauffolgenden Kapitel präsentiert der Verf. die Afro-Deutsche Gegenwart, die zunächst keine Aufnahme in den „deutschen Volkskörper“ fand, aber als Afro-Diaspora in der deutschen Unterhaltungsindustrie fest Fuß faßte und mit heute 800.000 Mitgliedern keine kleine Minorität mehr ist. Fotografien zeigen, daß die „Pathologisierung“ der afrikanischen „Kultur und Geschichte“ (221) weitergeht. Dieses Kapitel zeigt Afro-Deutsche im Dienstleistungssektor, als Bedienung und Koch, aber auch als Unterhalter in Zirkus, Theater und Fernsehen und es läuft daher Gefahr, die stereotypen Rollen zu repräsentieren. Wertvoller wäre es gewesen, wenn diesen Bildern von ganz anderen Berufsgruppen gegenübergestellt und die Rolle der Afro-Deutschen so vielseitiger und authentischer repräsentiert worden wäre. Das letzte Kapitel ist dem Widerstand durch antikoloniale, antirassistische Ikonographie gewidmet und zeigt das Verhältnis von Text und Bild (235), sowie das Selbstbewußtsein und die geforderte Gleichstellung mit Weißen in gewissen Fotografien. Kritische Illustrationen und russische Postkarten dürften von besonderem Interesse für die Leserschaft sein. Der Paradigmenwechsel gegenüber der kolonialen Ikonographie wird mit Hilfe von Darstellungen wie derjenigen Nelson Mandelas als Widerstandskämpfer illustriert. Das Kapitel wird mit Lisl Pongers „Out of Austria“ (2000) abgeschlossen, was in mir als Leserin den Wunsch nach mehr postkolonialer Kunst weckt.

Die Bildnachweise und das Literaturverzeichnis sowie der Überblickscharakter des Bandes dürften neue Forschungsmöglichkeiten aufzeigen und zu diesen ani-

mieren. Der Eindruck, daß weniger manchmal mehr gewesen wäre, d.h. daß weniger Bildmaterial quellenkritischer interpretiert, auf Deutschland zentriert ausgewählt hätte werden können, mildert aber den Beitrag zur visual history dieses Bandes keineswegs. Die Repräsentation der damaligen Betrachtungsweise fordert den postkolonialen Leser auf, den historischen und politischen Kontext, den Zeitgeist und die Mentalität bei der Rezeption der Bilder zu beachten, um so den kolonialen Blick zu überwinden. Somit emanzipiert Zeller den Leser und Betrachter seines Bandes, animiert ihn, den weißen Blick infrage zu stellen und erreicht sein Ziel. Dies gelingt auch dem Sutton Verlag, der einmal mehr demonstriert, daß er durch die Herausgabe von hochwertigen, fachlich fundierten Sachbüchern zu historischen Themen brilliert. Wer sich für die Kolonialzeit Afrikas und insbesondere die deutsche Kolonialzeit interessiert, den dürfte Zellers Buch faszinieren. Die Sammlung der Bildquellen ist einzigartig und die intensive Recherchearbeit hat sich für interessierte Leser und künftige Forschende sehr gelohnt. Die Lektüre einzelner thematischer Kapitel dürfte aber gewinnbringender sein als den Band am Stück zu lesen und die Bilderflut auf sich wirken lassen und analysieren zu wollen.

Tanja Hammel, Basel

Felix Brahm: Wissenschaft und Dekolonisation. Paradigmenwechsel und institutioneller Wandel in der akademischen Beschäftigung mit Afrika in Deutschland und Frankreich, 1930–1970 (Pallas Athene, Bd. 33, Wissenschaftsgeschichte), Stuttgart 2010, Franz Steiner, 337 Seiten, € 49, –, ISBN 978–3515097345

Der vorliegende Band untersucht die akademische Beschäftigung mit der Weltregion Afrika anhand einer Auswahl von wissenschaftlichen Fachdisziplinen und Hochschulstandorten in Deutschland und Frankreich. Der gewählte Untersuchungszeitraum sind die Jahrzehnte von 1930 bis 1970. Die Ausgangsthese, der die beiden im Buchtitel genannten Begriffe „Wissenschaft“ und „Dekolonisation“ in verknüpfender Weise zugrunde gelegt sind, führt fast zwangsläufig, wie der Autor selbst in der Einleitung bemerkt, zu einer doppelten Auslegung bzw. weist eine doppelte Bedeutung auf. Wenn man Dekolonisation als politischen Prozeß der Loslösung und Emanzipation der Kolonien von den Kolonialmetropolen versteht, stellt sich die Frage nach den Auswirkungen dieses Prozesses auf die akademische Beschäftigung mit Afrika. Dabei geht es um die Fragen, welche Wandlungsprozesse und Kontinuitätslinien, Konjunkturen und Zäsuren sich hinsichtlich Lehr- und Forschungsthemen, institutioneller Formationen, disziplinärer Konfigurationen und Verfachlichungsprozessen beobachten lassen. Wenn man Dekolonisation jedoch in einem breiteren Sinne auch als kulturellen Prozeß zu begreifen geneigt ist, dann stellt sich die Frage nach einer Dekolonisation der Wissenschaft selbst. Beiden Fragen versucht der Autor nachzugehen. Vorweg gesagt: Das gelingt Felix Brahm. Er entwirft ein konzises und detailreiches Bild von Ansätzen und Paradig-

men der akademischen Beschäftigung mit Afrika und erläutert dabei doch ziemlich unterschiedlich laufende länderspezifische Entwicklungen nicht nur separat, sondern verknüpft diese auch miteinander, um gegenseitige Beeinflussungen sowie wechselseitig wirkende Impulse aufzuzeigen, so daß ein kompaktes und anschauliches Bild entsteht, welches direkte und indirekte Vergleiche ermöglicht. Geschickt verknüpft Brahm dabei Geschichts-, Raum-, Kultur- und Gesellschaftskonzepte, die wiederum hinsichtlich der Fragestellung des Wandels im genannten Zeitraum beleuchtet werden.

Das grundsätzliche Erscheinungsbild zwischen Deutschland und Frankreich bezüglich Kolonien und Kolonialismus könnte scheinbar kaum unterschiedlicher sein: Deutschland hatte nur für einen vergleichsweise kurzen Zeitraum zwischen 1884 und 1914 Kolonien und verlor diese bereits zu Beginn bzw. während des Ersten Weltkriegs, Frankreich hatte bereits deutlich früher ein weitgespanntes Netz von Kolonien, unterhält bis heute ein Kolonialreich und macht keine Anstalten, die verbliebenen Kolonien in absehbarer Zeit in eine Unabhängigkeit zu entlassen, wie Ereignisse z.B. in Französisch-Polynesien und Neukaledonien zeigen. Auch wenn sich Frankreich aus allen in Afrika besessenen Kolonien zurückziehen mußte, so ist dort der französische Einfluß schon aufgrund der sprachlichen Affinitäten und der von Frankreich gezielt betriebenen Politik einer Frankophonie bis heute präsent. Die Unterschiede zwischen den beiden Ländern sind jedoch nur scheinbar groß, oder besser gesagt, sie finden sich zwar in den Konsequenzen und sind Folgewirkungen spezifischer historischer Entwicklungen und Ereignisse, berühren aber nicht notwendigerweise die ideen- und wissenschaftsgeschichtlichen Grundlagen, welche das Denken in den kolonialen Mutterländern entscheidend bestimmten – und hier gab es sehr wohl Gemeinsamkeiten, die in beiden Ländern wirkenden Zeitströmungen und dem damaligen Stand der Wissenschaften geschuldet waren; Ausgangslagen im 19. Jahrhundert, die dazu führten, daß man den Erwerb und Besitz von Kolonien als unverzichtbaren Bestandteil imperialer Größe verstand. Wissenschaftler auf beiden Seiten lieferten vorsätzlich und unbewußt noch in den 1930er Jahren Argumentationsgrundlagen, die der Rechtfertigung kolonialer Ambitionen dienen konnten und als solche instrumentalisiert wurden. Erst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg konnte der kritische Kolonialdiskurs, der freilich schon viel früher einsetzte, an Raum gewinnen und zur Entkolonisierung führen, die sich bereits in der Zwischenkriegszeit ankündigte.

Inhaltlich bereitet der Autor seine Zugänge in vier Großkapiteln auf, in denen er Wissenschaft zur politischen Macht in Beziehung zu setzen versucht und die Bedeutung von Kolonial- und Auslandswissenschaften analysiert. Positiv hervorzuheben sind die Exkurse wie jener, in dem die kolonialwissenschaftlichen Beziehungen zwischen Berlin und Paris dargestellt werden. Ein weiterer Bereich ist der Frage von Raum und Zeit im Kontext der „Lebensraum“-Konzepte gewidmet. Anhand von universitären Einrichtungen der Geographie in Leipzig und Bordeaux erhellt Brahm Zusammenhänge, welche sich aus der Beschäftigung mit unterschiedlichen theoretischen Konzeptionen ergeben haben. So wird für Leipzig die Bedeutung Friedrich Ratzels herausgearbeitet, dessen Pendant in Bordeaux in etwa Paul Vidal

de la Blanche war; beide bestimmten entscheidend die jeweiligen Richtungen der damals wichtigen Anthropogeographie. Aber auch die Geschichtswissenschaft wird anhand ausgewählter Institute in Paris, Hamburg und Leipzig miteinbezogen und verglichen. Sprache und Gesellschaft stellen einen Bereich dar, der anhand eines Vergleichs der Afrikanistik in Hamburg, Berlin und Köln in seiner kolonialpolitischen Bedeutung skizziert und der akademisch organisierten Ethnologie in Paris gegenübergestellt wird. Antikolonialistische Strömungen gab es in den meisten Institutionen, die hier untersucht werden, bereits in der Zwischenkriegszeit, jedoch konnten sich kritische Stimmen lange nicht das gebotene Gehör verschaffen.

Im Großkapitel „Junges Afrika und Dritte Welt“ wird auf die bestimmenden Zeitströmungen des Kalten Krieges, der einsetzenden Dekolonisation und der beginnenden „area studies“ eingegangen. Ein Vergleich der Afrikawissenschaften in Paris und Leipzig ermöglicht hier, unterschiedliche Dynamiken, die sich aus den Ereignissen während und nach dem Zweiten Weltkrieg ergaben, zu beobachten. Der mit der Dekolonisation einsetzende Niedergang kolonialwissenschaftlicher Fragestellungen, die Diskreditierung und schließlich die massive Kritik, welche in der Darstellung der Protagonisten hier bis zur 1968er-Generation gespannt wird und diese mit einbezieht, rundet das Spektrum der Zugänge in guter Weise ab. Politische Zäsuren spielen bei der Darstellung und Interpretation der Sachverhalte eine entscheidende Rolle, ebenso lokale und regionale Verknüpfungen. Äußere Rahmenbedingungen werden mit innerwissenschaftlichen Entwicklungen in Beziehung gesetzt, wobei die Bedeutung disziplinärer Traditionslinien und Grenzziehungen einen nicht unwesentlichen Bestandteil dazu beitrug, daß es zu lokal und national unterschiedlichen Entwicklungen kam.

Der umsichtig gestaltete Band verfügt über einen umfangreichen Anhang, der sich durch zahlreiche Tabellen und ein detailliertes Quellen- und Literaturverzeichnis auszeichnet. Das Register ist in Personen-, Orts- und Institutionsregister untergliedert. Das Werk ist die geringfügig überarbeitete Fassung einer Doktorarbeit des Verf., die im Mai 2009 von der Philosophischen Fakultät der Humboldt-Universität in Berlin angenommen worden war. Der Band zeigt anschaulich, wie es zu den im Untertitel bereits angekündigten Paradigmenwechseln und dem institutionellen Wandel in den dargestellten Fachwissenschaften kommen konnte. Es gelingt dem Autor, ein atmosphärisch dichtes Bild zu entwerfen, welches die Balance zwischen der Darstellung von Einzelpersonen und deren Einflüssen und übergeordneten gesellschaftspolitischen Entwicklungen wahrte. Es ist schade, daß es Brahm nicht vergönnt war, ein zweites im selben Jahr und im gleichen Verlag erschienenenes Werk von Alain Chatriot und Dieter Goswinkel berücksichtigen zu können, denn jene beschäftigten sich mit der kolonialen Politik und kolonialen Praktiken Deutschlands und Frankreichs im Zeitraum 1880 bis 1962. Das hätte sich geringfügig überschneiden, aber Brahm die Möglichkeit gegeben, auf bestimmte Vorläuferentwicklungen noch besser eingehen zu können. Dies tut dem vorliegenden Werk jedoch in keinsten Weise Abbruch. Wer sich mit Kolonialismus beschäftigt, dem ist dieses Buch sehr ans Herz zu legen.

Hermann Mückler, Wien

Henning Andresen: Staatlichkeit in Afrika. Muß Entwicklungshilfe scheitern? Frankfurt/M. 2010, Brandes und Apsel, 216 S., € 19,90, ISBN 978-3-86099-671-3

Ein Volkswirt, Afrikakenner und erfahrener Entwicklungsbanker erörtert Sinn und Unsinn von staatlicher Entwicklungshilfe für Afrika; die „private“, etwa die kirchliche, wird nur gestreift. Daraus entsteht aber ein Buch über nachkoloniale Übersee-geschichte, denn seine größere Hälfte untersucht, warum der Staat in Afrika südlich der Sahara zu einem Instrument von Machterhalt und Selbstbereicherung verkommen ist und wie traditionelle kulturelle Einstellungen der Afrikaner diese Entwicklung verstärkt haben bzw. ihre Überwindung erschweren. Unter diesen Umständen leidet staatliche Entwicklungshilfe nicht nur an ihren eigenen Schwächen wie politischen Präferenzen, Lieferbindungen und rivalisierenden Interessen ihrer zahlreichen Organisationen, sondern macht nicht selten durch Leistungen, die aus der Mikroperspektive erfolgreich sind, die Dinge auf der wirtschaftspolitischen Makroebene nur noch schlimmer. Finanzielle Unterstützung wie die neuerdings hochgelobte Budgethilfe kann z. B. dazu führen, daß durch diese Fremdfinanzierung notwendiger Staatsausgaben im Budget andere Mittel frei werden, die dann für Waffenkäufe und für die dubiosen Bedürfnisse der Staatsklasse ausgegeben werden. Oder Brunnenbohrung in der Sahelzone, um das Verdursten des Viehs zu verhindern, führt wegen der kulturellen Prestigebedeutung des Viehbesitzes zu dessen Steigerung und daraufhin zu Überweidung, Ausbreitung der Wüste und Hungerkrisen. Die Erwartungen der Entwicklungshelfer an den afrikanischen Staat stehen im Widerspruch zu den aus vorkolonialer Zeit überkommenen Werten und Anschauungen, vor allem der Priorität der Verpflichtungen gegenüber der eigenen Familie und Gruppe. Außerdem zeigen Afrikaner oft wenig Neigung, für die Zukunft zu planen. Bei der Dekolonisation konnten sich die neuen Machthaber weder auf die allgemein akzeptierte Legitimität ihres neuen Staates stützen, noch auf kompetentes Verwaltungspersonal. Der Übergang zu einem traditionaler Praxis entsprechenden neo-patrimonialen Regime mit starker Machtkonzentration an der Spitze lag unter diesen Umständen nur allzu nahe. Einmal etabliert, brachte dieses System so viele mehr oder weniger korrupte Nutznießer hervor, daß seine Überwindung fast unmöglich wird. Anhand von zahlreichen Fallbeispielen aus der jüngsten Geschichte Afrikas untersucht Andresen diese Verhältnisse, zeigt aber zusätzlich auch auf, wie die Bürgerkriege eine Einkommensquelle darstellen, wie vor allem die USA und die Ex-Kolonialmacht Frankreich extrem korrupte Regimes zum Teil mit Gewalt am Leben erhalten haben, weil es ihren Interessen diene, und welche Rolle internationale Großfirmen, vor allem im Rohstoffbereich (Erdöl) in diesem Zusammenhang spielen. Die Erfolge der Demokratisierungswelle nach dem Ende des Kalten Krieges halten sich in Grenzen; vor allem in rohstoffreichen Ländern bleiben sie oft aus – hier gibt es einfach mehr zu verteilen. Andresen ist um Sachlichkeit und Sympathie für die Afrikaner bemüht. Dennoch hinterläßt er seine Leser zwar belehrt, aber betrübt.

Wolfgang Reinhard, Freiburg i. Br.

Amerika

Johannes Meier / Veit Straßner (Hg.): Lateinamerika und Karibik (Kirche und Katholizismus seit 1945, Bd. 6), Paderborn 2009, Schöningh, XXIII + 559 S., € 78,-, ISBN 978-3-506-74466-1

Der sechste Band der von Erwin Gatz herausgegebenen Reihe „Kirche und Katholizismus seit 1945“ ist Lateinamerika und der Karibik gewidmet. Johannes Meier und Veit Straßner sind die Herausgeber dieses voluminösen Werkes, in dem außer den Herausgebern noch zwanzig weitere Fachautoren – die außer sechs Lateinamerikanern und einem Spanier aus dem deutschen Sprachraum stammen – die jeweils länderspezifischen Entwicklungsphasen der katholischen Kirche in mittel- und südamerikanischen sowie karibischen Gesellschaften und Staaten, die zum größten Teil der lateinamerikanischen Kulturwelt angehören bzw. von ihr maßgeblich beeinflusst sind, nachweisen. Das erste Kapitel von J. Meier und V. Straßner ist eine Einleitung in die länderübergreifenden Entwicklungslinien des lateinamerikanischen Katholizismus im 20. Jahrhundert. Im zweiten Kapitel hat Sergio Silva den Versuch einer „Theologiegeschichte Lateinamerikas seit 1945“ unternommen, die ja einen erheblichen Einfluß auf das erneuerte Selbstverständnis und die Praxis der Kirche dieses Kontinentes hatte und sie weiterhin maßgeblich prägt bzw. ihre Identität und ihr Handeln kritisch begleitet und hinterfragt. Im folgenden ersten Teil werden Mexiko und Zentralamerika behandelt. Der zweite Teil des Buches widmet sich dann ganz der Karibik, und im dritten Teil geht es um die Andenstaaten, so daß im vierten und letzten Teil die Staaten des Cono Sur und Brasilien behandelt werden. Insgesamt werden in dreiundzwanzig Einzelkapiteln/Artikeln die sich wandelnden kirchlich-theologischen und gesellschaftlich-politischen Kontexte, die die konkreten, durchaus komplexen Entwicklungen des Katholizismus in Lateinamerika und der Karibik bedingen bzw. beeinflussen, dargestellt.

Nach wie vor sind viele heutige soziale und kirchliche Verhältnisse, Mentalitäten und Präferenzen der lateinamerikanischen Gesellschaft und ihres Christentums von der Kolonialzeit geprägt, obwohl doch die Befreiung des Kontinentes von den überseeischen Kolonialherren schon vor zwei Jahrhunderten begann. Gern wird Lateinamerika, wo immerhin ca. 43% aller Katholiken der Welt leben, als katholischer Kontinent bezeichnet, eine Kennzeichnung, die in weiten Teilen der Karibik nicht zutrifft und die in zunehmenden Maße auch in den von katholischen Patronato/Padronado-Mission iberischer Herrscher geprägten Ländern, wie Brasilien und Guatemala, durch die rasante Ausbreitung eines pentekostalen-evangelikalen Christentums mit typisch nordamerikanisch geprägtem gesellschaftlichem Konservatismus und christlichem Fundamentalismus immer weniger zutrifft. Zu Recht weist das erste Kapitel auf den enormen Einfluß der Katholischen Aktion in lateinamerikanischen Ländern hin, die von Pius XI. (1922-39) als „Mitarbeit und Teilhabe der Laien am hierarchischen Apostolat der Kirche“ besonders gefordert wurde. De facto kam sie aber nicht nur den Interessen der Hierarchie zugute, sondern erlaubte es

Laien, ein Novum in der Kirchengeschichte Lateinamerikas, zum ersten Mal eine bewußte christlich-soziale Formation im kirchlichen Raum zu erhalten, die schließlich eine Grundlage zur Subjektwerdung der Laien als Mitverantwortliche der Mission der Kirche, wie sie in den post-konziliaren Jahren möglich wurde, schuf. Ganze Generationen wurden durch die dreistufige Methode „Sehen-Urteilen-Handeln“ zu sozial engagierten Katholiken erzogen, die halfen, im Transformationsprozeß des lateinamerikanischen Katholizismus von iberooamerikanischen kolonialer Prägung wegzukommen und eine eigene Sozialisierung und Identität im lateinamerikanischen Kontext zu finden. Die Debatten und Entschlüsse der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen haben wegweisende und inspirierende Kräfte in allen Teilen der Kirche Lateinamerikas freigesetzt und begleitet und damit neue Realitäten geschaffen. Dasselbe wird man von den ersten Versuchen einer lateinamerikanischen Theologie sagen können, die als kontextuelle Theologie Neuland betrat und Pionierarbeit leistete. Aus dem historischen und sozialen Kontext lassen sich ihr Einsatz für Befreiung und ihre Option für die Armen hinreichend erklären, ohne damit alle Einseitigkeiten und tendenziell ideologischen Abhängigkeiten, die es in dem theologischen Lernprozeß auch gegeben hat, rechtfertigen zu wollen. Sergio Silva beschreibt die Theologie der Befreiung als Reaktion auf die post-tridentinische Theologie, würdigt ihre Leistung in ihrem soziokulturellen und kirchlichen Kontext, benennt auch ihre Phasen der Reifung und weist zu Recht auf eine noch ausstehende Auseinandersetzung mit der sich entwickelnden lateinamerikanischen Philosophie hin.

In Mexiko entstand 1980 der erste „Globale Pastoralplan“ der Mexikanischen Bischofskonferenz, der sich einer kritischen Situationsanalyse bediente und Evangelisierung und Katechese, die Option für die Armen, die Familien- und Jugendpastoral sowie die Beteiligung der Laien als Prioritäten des kirchlichen Handelns befürwortete. Das Thema Kirche und Staat hatte in allen Ländern des Kontinents eine sehr akute und prekäre Relevanz, zumal während der Zeiten der Militärdiktaturen bzw. unter dem Einfluß starker laizistischer Kreise in den politischen Eliten dieser Länder. Wenn wir an Länder, wie z. B. Brasilien, Argentinien und Chile denken, wird klar, daß jedes Land seine eigene Geschichte zu erzählen hat. Johannes Meier weist in seinem Beitrag zu Kuba darauf hin, daß sich, statistisch gesehen, Ende der 80er Jahre noch knapp 40% der Kubaner als Katholiken, 3% als Protestanten und 7% als Atheisten bekannten, und sich die andere Hälfte der Bevölkerung ohne religiöses Bekenntnis verstand, was natürlich noch keine Aussage über ihre Beheimatung in der religiösen und spirituellen Kultur ist. Im Hirtenbrief von 1993 nimmt die kubanische Bischofskonferenz sehr kritisch, aber loyal und konstruktiv zur Lage des Landes Stellung. Darin wird die Trennung von Staat und Kirche akzeptiert, aber betont, daß dies keine Trennung von Kirche und Gesellschaft bedeute, für die die Kirche gerade in der kritischen wirtschaftlichen Lage und bei zunehmender Isolation in der Weltpolitik, sich vom Evangelium her gedrängt fühlt, konstruktiv einen Beitrag zu leisten.

Auch die ausgesprochene konservative Wende, wie z.B. im Episkopat von Peru durch die Ernennung von Bischöfen, die dem Opus Dei angehören, bzw. diese Be-

wegung fördern, läßt neue Konflikte entstehen, indem diese neuen Amtsträger der bisherigen Praxis vorwerfen, daß eine zu starke soziale Ausrichtung auf Kosten der Evangelisierung stattgefunden habe, die sie nun zu korrigieren beabsichtigen. Stefan Silber weist darauf hin, daß von 1964 bis 1982 Bolivien von Militärdiktatoren verschiedener politischer Ausrichtung beherrscht wurde. Im Umgang mit diesen Diktatoren nahmen Boliviens Bischöfe unterschiedliche Positionen ein. Nur ein Teil des Episkopates übte Kritik an den staatlichen Repressionen, während andere in „vormodernen Positionen“ verharrten und weiterhin gute Beziehungen zu den jeweiligen Machthabern suchten. Seit 1982 wuchs die katholische Kirche Boliviens immer mehr in die Rolle der Vermittlerin für gesellschaftlichen Frieden und Achtung der Menschenrechte hinein. Seit dem Ende der 90er Jahre spielt die katholische Kirche Boliviens eine bedeutsame Rolle in der Promotion bürgerlicher Beteiligung am politischen Leben des Landes. Positiv kann festgestellt werden, daß die bolivianische Kirche, und dieses Beispiel ist typisch für ganz Lateinamerika, seit den 60er Jahren einen Weg der Beteiligung und des Dialogs mit allen gesellschaftlichen Gruppen und Schichten gegangen ist, und dabei besonders die von ihr und der Gesellschaft bis dahin vernachlässigten und meist ausgegrenzten Gesellschaftsgruppen, wie der Masse der Armen und den indigenen Völkern des Kontinents, neu wahrnahm und ihre Anerkennung als Partner eines innerkirchlichen und innergesellschaftlichen Dialogs neu entdeckte und wertschätzte. Dies, davon ist Silber überzeugt, trägt „langfristig zu einer tiefgreifenden und befreienden Transformation der bolivianischen Gesellschaft“ bei.

Die brasilianische Kirche hat sich in den Zeiten der Militärdiktatur nicht nur bewährt und damit ihre jahrhundertealte Rolle als privilegierte Erfüllungsgehilfin des Staates überwunden, sondern sie hat auch unter dem Einfluß der Dokumente von Medellín eine kritische Distanz zum Staat entwickelt. Die kirchlichen Basisgemeinschaften Brasiliens, von denen es nach einer im Buch dokumentierten Hochrechnung 1994 immerhin ca. 70.000 gab und die zu zwei Dritteln im ländlichen Raum und nur etwa zu 30% im städtischen Raum existieren, haben auf jeden Fall das Verdienst, in ihren besten Zeiten bis zu 8% der Bevölkerung eine christlich-gemeinschaftliche, spirituelle, auf der Bibel aufbauende, soziale Verantwortung wahrnehmende Formation und Beheimatung ermöglicht zu haben. Freilich steht die Kirche nach wie vor vor der Herausforderung, einen adäquaten Pastoralstil für die zunehmend urbane Gesellschaft Lateinamerikas zu finden. „Urbanisierung, religiöser Pluralismus, Säkularisierung“ (523) werden denn auch als die neuen Herausforderungen der Kirche über Brasilien hinaus wahrgenommen.

Insgesamt kann diese Publikation als ein mit deutscher Gründlichkeit geschriebenes Handbuch angesehen werden, das jedem Interessierten einen guten Einblick in die Problematik lateinamerikanischer Gesellschaften und besonders der gewachsenen heutigen Situation des katholischen Christentums Lateinamerikas und der Karibik und die Herausforderungen, denen es sich gegenübergestellt sieht, vermittelt.

Paul Steffen, Rom

Jeremy Black: *Crisis of Empire. Britain and America in the Eighteenth Century*, London 2008, Continuum UK, VIII + 216 S., \$ 34,95, ISBN 978–1–847–25243–2

Dies ist, wenn ich richtig gezählt habe, die 96. Monographie von Jeremy Black, Professor für Geschichte an der University of Exeter, Devonshire, England. Seine erste Monographie, *British Diplomacy in the Age of Walpole*, erschien 1986. Sie steht zugleich für eines seiner drei großen Themen, Diplomatiegeschichte, die seine Monographien ordnen – und vielleicht zugleich auch das Feld, zu dem er nach D. B. Horn im 20. Jahrhundert die wichtigsten Beiträge beigesteuert hat. Das zweite große Thema seines Œuvres ist Militärgeschichte; er ist, wenn man so will, das Gegenstück zu Geoffrey Parker, seinem Kollegen, der heute an der Ohio State University lehrt. Beide trennt die intellektuelle Herkunft. Während Black von der englischen Außenpolitik her zur Militärgeschichte kam, führte die intensive Beschäftigung mit der spanischen Geschichte, insbesondere zur Armada und zur niederländischen Revolte gegen Spanien, Parker zur Militärgeschichte. Blacks drittes Thema ist das Britische Reich und in dem Zusammenhang vor allem das Britische Reich und Amerika. Seine Hinwendung zu Nordamerika begann 1991 mit seiner Veröffentlichung einer Geschichte des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, die er unter dem programmatischen Titel *War for America. The Fight for Independence* veröffentlichte. Seit der Veröffentlichung der grundlegenden Studien von Piers Mackesy, *The War for America 1775–1783* im Jahr 1964, der noch immer besten Darstellung der Schilderung des Unabhängigkeitskrieges aus englischer Sicht, und der Gegendarstellung von Don Higginbotham, *The War of American Independence. Military Attitudes, Policies, and Practice, 1763–1789* (New York: Macmillan, 1971), mehr als zwanzig Jahre zuvor, war Blacks Arbeit die erste britische Arbeit, die sich darum mühte, den Unabhängigkeitskrieg aus der Sicht beider Kontrahenten darzustellen. Seither hat Black mit weiteren Arbeiten dieses Feld noch ausgebaut (Ders.: *America or Europe. British Foreign Policy 1739–1763*, 1998; Ders.: *America as a Military Power. From the American Revolution to the Civil War*, 2002; Ders.: *George III, America's Last King*, 2006).

Diese historiographische Einordnung von Blacks Studie zeigt Blacks Stärken und Schwächen, die auch diese Studie charakterisieren – sie ist im übrigen nicht die letzte, die sich mit Amerika beschäftigt (Ders.: *Fighting for America. The Struggle for Mastery in North America, 1519–1871*, 2011). Black kennt sich in der europäischen, atlantischen und amerikanischen Außenpolitik ebenso gut aus wie in der Militärgeschichte dieses Raumes; er hat aber keine einzige Studie zu irgendeinem innenpolitischen Problem veröffentlicht, sieht man von seinen stark auf Walpole ausgerichteten Arbeiten zu dessen Regierungsstil und Machtpolitik einmal ab. Sein Vorgehen, welches sich an der Sequenz seiner Monographien ablesen läßt, ist dabei in allen drei Feldern gleich: Black beginnt an einer spezifischen Stelle, im Falle von Amerika mit dem Unabhängigkeitskrieg, und weitet dieses damit gewonnene Feld dann systematisch aus, im Falle von Amerika sowohl zur Militärgeschichte

schichte der USA als auch zur Diplomatiegeschichte von der Kolonialzeit bis zum Bürgerkrieg.

In *Crisis of Empire* beschreibt Black in chronologisch geordneten Kapiteln nicht die innere Entwicklung Nordamerikas, sondern die Beziehungsgeschichte und Konflikte zwischen europäischen Mächten, den Kolonisten und den indianischen Stämmen zwischen der Mitte des 17. Jahrhunderts und Pontiac's War am Ende des Siebenjährigen Krieges (1-88). Im darauffolgenden Teil schildert er dann unter den üblichen Überschriften („Gathering Crisis, Civil War, France and America Win“) die Zuspitzung der Beziehungen zwischen den Kolonien, den Beginn des Krieges als Bürgerkrieg, dann den endlichen Sieg der unabhängigen Staaten gemeinsam mit Frankreich. Die beiden letzten Kapitel beschreiben die Ereignisse nach der britischen Kapitulation bei Yorktown bis zum Ausbruch des letzten Englisch-Amerikanischen Krieges 1812.

Ein genauerer Blick auf den Beginn seines Schlüsselkapitels „Gathering Crisis, 1760–74“ (89-121) offenbart Stärken und Schwächen von Blacks Arbeit. Das Kapitel setzt ein mit einer Beschreibung der konfliktreichen Beziehung Englands und seiner Kolonien zu den indianischen Stämmen (90-96), die in eine kurze Diskussion der innenpolitischen Konsequenzen der Königlichen Proklamation einer Grenzlinie zwischen den Kolonien und den indianischen Stämmen mündet. Von dem Problem, wie die Kontrolle über die indianischen Stämme gesichert werden konnte, schlägt der Autor dann einen Bogen zur Kontrolle der wachsenden Sklavenpopulation (96f.) und zum Arbeitskräftemangel als Problem der wachsenden kolonialen Wirtschaft (97f.). Dies wiederum führt den Autor zur Einsicht, daß „at the level of the Atlantic economy, it would not have benefited the slaves to know that they were part of a dynamic economic system, in which consumerism, capital accumulation, and investment in industrialization were all linked“ (98) – was zwar alles richtig ist, auch gut klingt, aber von einer erstaunlich geringen Aussagekraft ist. Von da schreitet der Autor schnell zur Regulatoren-Bewegung in den Carolinas, zur lokalistischen Natur der kolonialen Wirtschaft vor allem in den Grenzgebieten (98f.), und dem atlantischen Schuldenproblem mit einem knappen Ausblick auf Shays' Rebellion (1786–87) und Whiskey Rebellion (1794). Der Autor schließt diesen Teil mit der Feststellung, daß diese Krisen an den Rändern des britischen Reiches in Nordamerika zwar nicht den Beginn der Amerikanischen Revolution erklärten, wohl aber „territorial expansion, or backcountry dissidence, were related to the dynamics of politics, or at least the anxieties of liberty, of the coastlands“ (99). In zwei recht kühnen salti mortali verknüpft Black dann die Ursprünge der Amerikanischen Revolution mit den britischen Widerstandstraditionen im 17. Jahrhundert – möglicherweise ein zarter Verweis auf Bernard Bailyns *Intellectual Origins of the American Revolution* – und der Ablehnung königlicher Autorität in Schottland und schließt daraus, daß „the interventionism of royal government played a major role in America in the 1770s“ (100).

Wiederum: Neu sind diese Thesen nicht, wohl aber in ihrer Verknappung und plakativen Präsentation irritierend. Anders formuliert: Black fügt eingefahrene Positionen aneinander, vermeidet aber sorgfältig deren intellektuelle Durchdringung.

Fairerweise muß man anfügen, daß dies natürlich auch bei einer Arbeit von kaum mehr als 200 Seiten nur schwer möglich ist. Eine auch nur gelegentliche intensive Beschäftigung mit der inneren Entwicklung der Kolonien hätte ihn aber sicherlich veranlaßt, solch unproblematische Übertragungen von Verhaltensweisen aus England oder Schottland nach Nordamerika zu vermeiden. Damit ist nicht gesagt, daß Black überhaupt nichts zur innenpolitischen Entwicklung der Kolonien sagt; aber es bleibt bei der Aneinanderreihung von Fakten, die mit wenig aussagekräftigen Schlußsätzen abgeschlossen werden. Beispiel: Black nennt Daten, die auf einen höheren Lebensstandard der Nordamerikaner als der Europäer hinweisen. Er zieht daraus die Schlußfolgerung: „From this perspective, white Americans born there were a particularly successful group“. Anders formuliert: Black fehlt das Gespür für Zusammenhänge zwischen innerenglischen und inneramerikanischen mit atlantischen Entwicklungen.

So bleibt dies eine gefällige, gut lesbare, aber durchaus oberflächliche Geschichte der Beziehungen Englands zu den diversen Mächten in Nordamerika bis 1770 und dann der militärischen Auseinandersetzung des Mutterlandes mit seinen Kolonien. Wer mehr über die Ursachen der Konflikte zwischen diesen Mächten im atlantischen Raum erfahren will, sollte sich anderen neuen Arbeiten zuwenden.

Hermann Wellenreuther, Göttingen

Hans-Jürgen Grabbe (Hg.): *Halle Pietism, Colonial North America and the Young United States* (USA-Studien, Bd. 15), Stuttgart 2008, Franz Steiner, 321 S., 3 s/w Abb., 2 s/w Tab., 8 s/w Zeichn., € 59,-, ISBN 978-3-515-08767-4

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit den engen Beziehungen zwischen dem Hallischen Pietismus, Kongregationalismus und Anglikanismus in Nordamerika. Hervorgegangen aus einer Tagung in Halle im Herbst 2002, vereint der Band Beiträge von deutschen und amerikanischen Spezialisten zur Frage, inwieweit der Hallische Pietismus die religiöse Landschaft in den britischen Kolonien bzw. den späteren USA prägte und inwieweit er durch den atlantischen Transfer und den Kontakt mit religiösen Bewegungen und Kirchen, Kongregationalismus, Methodismus, Anglikanismus, Veränderungen erfuhr.

Wolfgang Splitters Beitrag zeigt, daß zwei der prominentesten Hallenser Pietisten für die Mission in Nordamerika, Heinrich Melchior Mühlenberg und Gotthilf August Francke, zunächst kein klares Konzept verfügbar hatten. Donald F. Durnbaugh beschäftigt sich mit den Konflikten zwischen Johann Christoph Sauer und Heinrich Melchior Mühlenberg in Pennsylvania, die sich nicht zuletzt um die Frage der Radikalität des Pietismus vor Ort drehten. Ebenso taucht in diesem Konflikt die auch für andere nonkonformistische Glaubensgemeinschaften (französische Hugenotten) in den britischen Kolonien kritische Frage nach dem Maß des anglikanischen Konformismus auf, d.h. nach der Bewahrung und Eigenständigkeit der ethnischen und religiösen Gemeinschaften in den Kolonien. Norman J. Threinen be-

faßt sich mit dem Bindeglied, der Drehscheibe des Transfers des Halleschen Pietismus in die britischen Kolonien: Friedrich Ziegenhagen, Kaplan König Georgs II. von England, der für den Transfer hallischer Theologie und Theologen in London (nicht nur in Richtung Nordamerika, sondern auch nach Indien) eine entscheidende Rolle spielte.

Theodore H. Runyon's „German Pietism, Wesley, and English and American Protestantism“ untersucht die Kontakte des Gründers der methodistischen Kirche, John Wesley, mit Herrnhutern und Hallischen Pietisten im Alten Reich. Carla Mulford's Beitrag stellt das Problem der „Nationsbildung“ in den britischen Kolonien in den Vordergrund, d.h. die aus englischer Perspektive auch in den Kolonien strittige Frage nach der ethnischen und religiösen „Integration“ von u.a. Deutschen, Franzosen, Schotten, Schweden und Dänen. Sie zeigt, daß in Benjamin Franklins Kommentaren zu den Pennsylvaniadeutschen britisch-nationalistische Töne zu finden sind, die sich – so Mulford – aus der steigenden Zahl an nicht-englischen und nicht-anglikanischen Siedlern und damit aus Ängsten vor „Überfremdung“ in den britischen Kolonien nährten. In „The Impact of Halle Pietism on North America as Reflected in German-Language Broad-sides“ geht es Carola Wessel nicht nur um Bild und Rezeption des Hallischen Pietismus, wie er in Pennsylvania mittels Einblattgedruckten vermittelt wurde, sondern auch um Aspekte des Alltagslebens der Pennsylvaniadeutschen. Die billigen und schnell herzustellenden Drucke vermitteln – so Wessel – ein eindrückliches Bild des „gelebten Pietismus“ in Pennsylvania.

Mark Häberleins Beitrag zeigt für die Stadt Lancaster (Pennsylvania), wie sehr das Funktionieren der lutherischen Gemeinden von der erfolgreichen Zusammenarbeit zwischen Pastoren und Gemeinden, d.h. letztendlich von der Persönlichkeit des Pastors und dessen Akzeptanz durch die Kirchengemeindemitglieder abhängig war, eine Erkenntnis, die durchaus auch für andere nonkonformistische Gemeinden wie die der Dutch Reformed oder der Hugenotten im Hudson Valley (New York State) gilt. Marianne Wokecks Beitrag vermag diese These noch zu stärken, indem sie auf die Rolle des Pfarrhauses und seine Vorbildfunktion für die lutherischen Gemeinden in Pennsylvania eingeht. Wichtig waren neben dem guten Kontakt der Pastorenfamilie zur Gemeinde auch die persönlichen Netzwerke, die die deutsch-lutherischen Pastoren zu Kollegen in den Kolonien, aber auch in der alten Heimat unterhielten und die zur Stärkung der deutsch-lutherischen Identität in Pennsylvania entscheidend beitrugen. Mit atlantischen Wissensnetzwerken jenseits der Sphäre des Religiösen beschäftigt sich Renate Wilson, nämlich mit dem Botaniker Gotthilf Heinrich Ernst Muhlenberg und dem Orientalisten Johann Christopher Kunze. A. Gregg Roeber untersucht die Konflikte zwischen „Amerikanisierern“ und „Konfessionalisierern“ unter den Nachfahren der Lutherdeutschen im Pennsylvania des 19. Jahrhunderts am Beispiel von deren Einstellungen zur christlichen Ehe. Beide Gruppen beanspruchten, die wahren Nachfahren der Hallischen Pietisten zu sein, ein Anspruch, dem – so Roeber – beide nicht mehr wirklich entsprachen.

Der Großteil der Beiträge ist von exzellenter Qualität. Sie referieren den neueren und neuesten Forschungsstand und verschreiben sich implizit im besten Sinne dem

Konzept der atlantischen Geschichte, d.h. Austausch-, Transfer- und Veränderungsprozessen – in diesem Fall im Bereich Migration, Religion und Nationsbildung – im 18. und 19. Jahrhundert. Die Auswahl der Beiträge deckt die wichtigsten Elemente dieses Transferprozesses zwischen Pietismus, Kongregationalismus und anglikanischer Kirche in Nordamerika ab: theologische Aspekte (u.a. Peter Vogt), Mittler, Netzwerke (zu Heinrich Melchior Mühlensbergs Netzwerken vgl. die demnächst erscheinende Studie von Hermann Wellenreuther) und Wirkungen. Die Aufsätze zeigen einerseits die über Generationen vorhandenen engen Bindungen distinkter ethnisch-religiöser Gemeinschaften, in diesem Fall der Lutherdeutschen, zu den „Mutterkirchen“ in Europa und die lange Zeit durch Historiker wie Jon Butler in Frage gestellte Kontinuität ethnischer und religiöser Identitäten in Nordamerika auch nach Gründung der USA. Gleichzeitig macht ein Großteil der Beiträge aber auch deutlich, daß auch der Hallische Pietismus in Nordamerika (hier vor allem in Pennsylvania) Veränderungen unterworfen war, die letztendlich die „Reinheit“ der ursprünglichen Theologie in Frage stellten.

Was dem Band fehlt, ist eine Synthese aus den Einzelbeiträgen, die eigentlich vom Herausgeber hätte geleistet werden müssen. Ebenso wären zusätzlich Beiträge zum Verhältnis von Quäkern (der in weiten Bereichen dominanten Religionsgemeinschaft in Pennsylvania) und Pietismus ebenso wünschenswert gewesen, wie eine genauere Betrachtung der Anglikanisierungsversuche von Seiten der Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts (SPG) und ihren Suborganisationen, die nicht zuletzt von London aus gesteuert wurden.

Susanne Lachenicht, Bayreuth

Australien und Südsee

Johannes H. Voigt: Geschichte Australiens und Ozeaniens. Eine Einführung, Köln / Weimar / Wien 2011, Böhlau, XIV + 231 S., 10 Abb. und Karten, € 16,90, ISBN 978–3–8252–3388–4

Australien und Ozeanien rücken in jüngster Zeit zusehends ins Blickfeld der internationalen Sicherheitspolitik. Im selben Maße, wie die Volksrepublik China ihre ökonomischen Erfolge in strategische Ansprüche umzumünzen trachtet, schenken die Vereinigten Staaten dem Geschehen am Westrand des Stillen Ozeans gesteigerte Aufmerksamkeit. Als Gegengewicht zu den Ambitionen Pekings bieten die USA den Staaten des Pacific Rim eine Rückversicherung für den Fall, daß das Reich der Mitte hegemonialer Rhetorik militärische Drohgebärden folgen ließe. Dabei schien die Sicherheitsarchitektur der Region nach Ende des Kalten Kriegs der amerikani-

schen Präsenz entbehren zu können. Nicht nur die Vorfälle auf der japanischen Insel Okinawa Mitte der neunziger Jahre beschleunigten ein merkliches disengagement der USA, die zudem aufgrund der Balkankriege und der Terroranschläge 2001 in anderen Weltregionen gebunden waren. Insgesamt verdichtete sich der Eindruck, daß mit der strategischen Konstellation des Ost-West-Konflikts auch die Notwendigkeit der militärisch gestützten Anwesenheit raumfremder Mächte entfallen sei.

Zwei Jahrzehnte später zeichnet sich ein neues Kräfteparallelogramm ab, das Johannes Voigts Einführung in die Geschichte Australiens und Ozeaniens zur rechten Zeit erscheinen läßt. Voigt widmet sich den naturräumlichen Gegebenheiten ebenso wie Fragen der Migration und der ökonomischen sowie kulturell-religiösen Entwicklung. Ein chronologischer Überblick mitsamt einer Zeittafel rundet die Einführung ab. Zu Beginn jedoch setzt sich Voigt mit der Forschungssituation auseinander. Es nimmt nicht wunder, daß die Ankunft europäischer Siedler die tiefgreifendste Zäsur in der Geschichte Australiens und Ozeaniens bedeutet. Wie ein roter Faden zieht sich der Kontrast zwischen der Entwicklung vor und nach dem Auftreten der Europäer durch Voigts Darstellung. Mit dem Abschied von den europäischen Überseeimperien gewannen neue wissenschaftliche Erkenntnisse über das Leben der indigenen Bevölkerung in vorkolonialer Zeit entsprechend an Bedeutung. Denn mit ihrer Hilfe und dank moderner naturwissenschaftlicher Analysemethoden konnten europäische Stereotype, wie das der „geschichtslosen Völker“, die eine terra nullius bewohnten, ad absurdum geführt und zumindest nachträglich der Herrschaftsanspruch der nördlichen Imperialnationen demontiert werden. Voigt bezweifelt indes, ob sich die indigene Bevölkerung einen Gefallen tut, wenn sie – etwa aus Respekt vor der Totenruhe der Ahnen – neuerdings vermehrt Fundstücke dem wissenschaftlichen Zugriff entzieht und mithin die historischen Wurzeln ihrer Ethnien im Ungewissen beläßt. Insgesamt aber konstatiert Voigt ein lebhaftes Interesse an der Geschichte und Kultur der Region, das von der indigenen Renaissance-Bewegung ebenso befeuert wird wie von der eher touristisch animierten Unterhaltungsliteratur.

Immer wieder wirft Voigt die Frage nach der Herkunft auf, und dies mit triftigem Grund. Die Immigrationspolitik Australiens etwa zeigt, wie schmal der Grat zwischen ökonomischen Interessen und ethnischen Befindlichkeiten stets war. Hatte die Einwanderung von Chinesen im Zuge des australischen Goldrausches die White Australia Policy heraufbeschworen, so wird der chinesische Komplex Australiens heute in dem Spagat sichtbar, den Canberra zwischen seiner Wirtschafts- und seiner Verteidigungspolitik zu vollziehen hat. Als Rohstofflieferant auf ein prosperierendes China angewiesen, muß Australien als Schutzmacht verschiedener ozeanischer Staaten – durchaus in der Tradition des australischen Subimperialismus seit Beginn des 20. Jahrhunderts – China gleichzeitig auf Distanz halten. Als Territorium, das einst durch seine „Unattraktivität attraktiv“ (130) geworden ist, muß sich Australien, anders als Neuseeland, nach dem Ende der „Tyrannei der Distanz“ neuen Herausforderungen stellen. Hierzu zählt auch der Umgang mit den Aborigines, die in den letzten Jahren neben einer regierungsamtlichen Entschuldigung

gung für das erlittene Unrecht auch Land erhalten haben, das ihnen einst von den Siedlern entrissen worden war. Ein „unverhüllter Rassismus“ (161) anderer Art hatte die Region in Form der Atomversuche erschüttert, die in Polynesien und weit darüber hinaus bis in die neunziger Jahre hinein für Empörung sorgten. Ethnische Probleme gehören auch seit dem Prozeß der Dekolonisation beinahe zum täglichen Brot der Region, insbesondere auf Fidschi. So äußert Voigt leise Zweifel daran, ob die kulturelle Renaissance der indigenen Bevölkerung nicht oft auch dem schlechten Gewissen der Mehrheitsbevölkerung geschuldet ist oder schlichtweg die Minderheiten beschwichtigen soll.

Voigt bietet eine solide Einführung, die die verschiedensten Facetten der Region beleuchtet, immer wieder Forschungskontroversen einblendet und diese an politische Streitfragen rückbindet. Anschauliches Kartenmaterial sowie umfangreiche Literaturhinweise erleichtern den Zugriff auf weitergehende Aspekte. Eine Weltgegend, die lange – und nicht unbedingt zu ihrem Schaden – im Windschatten des globalen Schlagabtausches lag, wird so plastisch ins Bewußtsein gerückt, was angesichts der Dynamik, die der Aufstieg Chinas in die Region bringt, durchaus nicht nur für historisch Interessierte von Nutzen ist.

Gerhard Altmann, Korb

Herbert Karting: Schiffsbaumeister Matthew Turner. Zur Geschichte der produktivsten Segelschiffswerft an der amerikanischen Westküste und der auf ihr gebauten deutschen Südseeschoner (Deutsches Schiffsarchiv, Bd. 32, Beiheft), Bremerhaven / Wiefelstede 2010, Deutsches Schiffsarchiv / Oceanum Verlag, 124 S., 56 s/w Abb., summary in English u. résumé en Français, € 14,90, ISBN 978–3–86927–132–3

Das instruktive Werk informiert über den Bau deutscher Südseeschoner in Kalifornien und das Schicksal dieser Schiffe. Der Verf. ist ein ausgewiesener Experte in der Geschichte der deutschen Segelschiffe, der sein Thema mit viel Liebe zum Detail akribisch und doch sehr lesenswert darzustellen vermag. Der Band ist ein unentbehrliches Hilfswerk für alle, die sich mit der Geschichte der deutschen Südsee beschäftigen. Er enthält ausführliche „Lebensläufe“ aller 27 von 1868 bis 1903 bei und von Matthew Turner gebauten Schoner, die von deutschen Reedereien in der Südsee eingesetzt wurden. Dazu finden sich vollständige Verzeichnisse der Schiffe der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln, der Société commerciale de l’Océanie (beide zu Hamburg, 36 bzw. 41 Schiffe), von Eduard und Franz Henssler, Robertson & Henssler und Henssler u. Co. (23 Schiffe) sowie der Jaluit-Gesellschaft (25 Schiffe) mit zusätzlichen Angaben zu Größe, Registrierung, Indienststellung und Schicksal.

Über die Geschichte der Deutschen in der Südsee vor der formalen Errichtung der Südseekolonien des Deutschen Reiches wissen wir nicht wirklich viel. Hierzu liegen nur wenige ältere und wissenschaftlich längst überholte Arbeiten vor. Wenn

dieses Desiderat der Forschung einmal abgebaut werden sollte, wird das Büchlein des Verf. wichtige Hilfsdienste leisten. Dem langjährigen Direktor des Deutschen Schiffahrtsmuseums, Lars Uwe Scholl, ist zu danken, daß dieses kleine aber feine Buch in der Reihe des Deutschen Schiffahrtsarchivs erscheinen konnte.

Hermann Hiery, Bayreuth

Don A. Farrell: *History of the Mariana Islands to Partition, Saipan 2011*, Public School System, Commonwealth of the Northern Mariana Islands, xvii + 367 S., zahlr. farb. u. s/w Abb. sowie Karten, spanisches Glossar, \$ 40,-, ISBN 978-0-615-40730-2

Während in Deutschland die Schulgeschichtsbücher immer unübersichtlicher, faktenärmer, aber umso apodiktischer und politischer in zunehmend fragwürdigeren Aussagen zu werden scheinen, entstehen an der äußersten Peripherie Europas wahre Perlen, um deren Gebrauch in den Schulen man die dortigen Schüler beneiden möchte. In den Staaten Mikronesiens, die ihre staatliche Unabhängigkeit aus dem ehemaligen, von den Vereinigten Staaten formal für die Vereinten Nationen regierten „Treuhandgebiet“ erst vor wenigen Jahren und Jahrzehnten erlangten, war es unumgänglich, die eigene Geschichte aus indigener Sicht neu zu erstellen, zu interpretieren und zu bewerten. Entstanden sind Werke, die viel mehr sind als reine Schulgeschichtsbücher: Sie reflektieren den aktuellen historiographischen Stand der Geschichte der Inseln, enthalten Karten, hervorragende Abbildungen, Quellauszüge und ein ausführliches Literaturverzeichnis. Dabei sind sie in einer Sprache geschrieben, die wissenschaftlich, aber doch leicht verständlich ist.

Den Anfang machte die Republik Palau/Belau, der auch sonst in kultureller und politischer Hinsicht eine Art Vorreiterrolle in Mikronesien zukommt. 1997 erschien dort *History of Palau. Heritage of an Emerging Nation*. Verfasser waren die Palauanerin Elizabeth Diaz Rechebei und Samuel McPhetres, ein US-Amerikaner, der seit Jahrzehnten in Mikronesien lebt und zu Recht als einer der besten Kenner der mikronesischen Geschichte gilt. Schon diese Auswahl (einheimische Historikerin und US-europäischer Historiker) machte deutlich: Mikronesien unterscheidet sich in seiner Bewertung der eigenen Kolonialgeschichte und in der Frage darüber, wer diese Geschichte schreiben kann oder schreiben darf, deutlich von anderen Weltregionen, Ethnien oder Kulturen, wo in den letzten Jahren Diskussionen aufkamen, ob es wünschbar oder gar statthaft wäre, indigene Geschichte oder Geschichten von anderen als einheimischen Historikern schreiben zu lassen. Rechebei unterstrich diesen offenen mikronesischen Umgang mit der eigenen Geschichte im Vorwort: „There is no intention to present this text as the only history of Palau“. Der Leitspruch des Buches macht überdies klar, daß die junge Nation ihre Vergangenheit als Identität akzeptiert und als Erbe und Verpflichtung für die Zukunft konserviert: „To the people of Palau, for their enduring pride and spirit. To the heritage of our ancestors. To the chroniclers of our past stories. To the keepers of our traditions. To our children, who shall continue to preserve their integrity and the legacy of our

culture.“ Übrigens: Der nur kurzen deutschen Kolonialgeschichte Palaus widmeten Rechebei/McPhetres immerhin 20 Seiten. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen die durch die deutsche Kolonialverwaltung induzierten Änderungen in Religion, Schule, Wissenschaft, Wirtschaft und Infrastruktur. Eine der Hauptquellen ist Augustin Krämer, der ausführlich zitiert wird.

Der Weg, den die *History of Palau* schon 1997 beschriftet, war Programm und Aufruf zugleich. In der Folge bemühten sich auch andere mikronesische Inselstaaten, es Palau nachzutun und legten eigene Geschichtsschulbücher vor, die die in US-amerikanischer Zeit üblichen Werke, die wenig oder gar keinen Bezug zur mikronesischen Geschichte enthielten, ersetzten. Eine gewisse Ausnahmestellung nahmen die nördlichen Marianen ein. Das ehemalige deutsche Kolonialgebiet um die Hauptinseln Saipan, Rota und Tinian, das das Reich 1899 von Spanien käuflich erworben und in Besitz genommen hatte, war seit dieser Zeit politisch von der größten Marianeninsel Guam getrennt – ungeachtet der Tatsache, daß die indigene Bevölkerung hier wie da aus Chamorro bestand. Guam wurde nach dem Amerikanisch-Spanischen Krieg eine Marinestation der Vereinigten Staaten, die direkt von der US Navy verwaltet wurde. Die Tatsache, daß sowohl die Nördlichen Marianen wie Guam während des Zweiten Weltkrieges unter japanischer Herrschaft standen, trug wenig zu einer Annäherung bei. Auf den Nordmarianen hatten die Japaner die Kolonialverwaltung faktisch schon 1914 von den Deutschen übernommen, Guam dagegen wurde unmittelbar nach dem Angriff auf Pearl Harbor im Dezember 1941 von japanischen Truppen besetzt. Die Chamorro Guams warfen den Chamorro der benachbarten nördlichen Inseln vor, sie hätten den Japanern nicht den Widerstand geleistet, den man hätte erwarten können – im Gegenteil, sie hätten ihnen bei der Besetzung Guams auch noch Hilfsdienste geleistet. Umgekehrt wurden die Chamorro der nördlichen Inseln nach der amerikanischen Invasion bis zur völligen Niederlage der Japaner von den Amerikanern interniert. So blieben die Inseln auch nach 1945 unter US-Treuhandschaft mental und verwaltungsmäßig getrennt. Zwar befürworteten die Chamorro der Nordinseln in insgesamt vier Volksabstimmungen (1958, 1961, 1963 und 1969) die politische Wiedervereinigung mit Guam, doch deren Bevölkerung lehnte in ihrem Plebiszit die Union mit dem Norden ab. Der Grad der Ablehnung in Guam wurde auch daran deutlich, daß man dort begann, sich als „Guamesen“ zu bezeichnen und die alte Bezeichnung „Chamorro“ verwarf, die fortan nur noch für die Bewohner der Nordinseln gelten sollte.

1978 erhielten die Nordmarianen als US-Commonwealth (Commonwealth of the Northern Mariana Islands, CNMI) eine Teilautonomie. Der Status ist vergleichbar mit jenem Puerto Ricos. Im amerikanischen Senat sind die Nordmarianen nicht vertreten, wohl aber besitzen sie einen Delegierten im Repräsentantenhaus, der – wie die Berliner Abgeordneten in der alten Bundesrepublik – zwar nicht im eigentlichen Parlament, wohl aber in den Ausschüssen mit abstimmen darf. Das Recht auf eine selbstbestimmte Einreisepolitik und eigene Grenz- und Zollkontrollen wurde ihnen nach dem 11. September 2001 schrittweise genommen, obwohl die Nordmarianen nicht zum Zollgebiet der Vereinigten Staaten gehören. Ende November 2009 setzte der US-Kongreß einseitig und unter Bruch des bestehenden

Grundlagenvertrages mit den Nordmarianen die US-amerikanischen Einwanderungsgesetze in Kraft. Dieses Vorgehen und die generelle Entwicklung der US-amerikanischen Politik überhaupt führten zu einer schleichenden Abwendung von den Vereinigten Staaten. In der Peripherie der Peripherie ist man sehr feinfühlig für weltpolitische Entwicklungen. Auf der einen Seite sind die Chamorro stolz auf ihre Soldaten, die in der US-Marine ihren Dienst ableisten und im Irakkrieg einen sehr hohen Blutzoll zahlen mußten. Andererseits werden sowohl die öffentliche Kritik an der Politik der USA als auch die Forderungen nach völliger staatlicher Unabhängigkeit immer vernehmlicher. Seit etwa 2010 greift diese Stimmung auch auf Guam über. In Guam, das (wie die ehemals dänischen Jungferninseln) als ein sogenanntes nicht-inkorporiertes Territorium der Vereinigten Staaten über keinerlei Autonomie verfügt, ist eine immer stärker werdende Besinnung auf die eigene, indigene Kultur feststellbar: Man nennt sich bewußt wieder Chamorro, pflegt die eigene Sprache, läßt alte Traditionen und Feste wiederaufleben, diskutiert die Wiedervereinigung mit dem Norden und sucht nach Möglichkeiten einer staatlichen Loslösung von den Vereinigten Staaten.

In diesem Klima ist das Schulgeschichtsbuch für die Nördlichen Marianen entstanden. Es lehnt sich zum einen bewußt an die *History of Palau* an und beruft sich auf Elizabeth Diaz Rechebei. Man geht aber einen Schritt weiter. Schon der Titel reflektiert ein politisches Programm; es geht nicht um die Nordmarianen, es geht um die Geschichte der ganzen Marianen bis zur „Teilung“. Das Vorwort macht endgültig klar, daß das Schulbuch sowohl für die Nordmarianen als auch für „the Territory of Guam“ bestimmt ist, „to gain a better understanding of how the Chamorros ... lived together, in harmony, in one Marianas, until they were arbitrarily divided by foreign powers.“ In insgesamt zehn Kapiteln werden – analog der *History of Palau* – zuerst die geologischen (Vulkane, Marianengraben, Erdbeben, Tropen, Klima, Taifune) und biologischen Grundlagen (Korallen, endemische und eingeführte Flora und Fauna – mit interessanten Übersichten) der Inseln erörtert. Zu den in deutscher Zeit eingeführten Pflanzen gehören die Papaya, Avocado, Kaffee (bis heute auf Chamorro kafe genannt) und Kakao. Kapitel drei bis fünf widmen sich der alten Kultur der Chamorro. Dabei werden die alten Chamorro-Geschichten vor die Erkenntnisse der „modern science“ gesetzt. Der Glaube an gute und böse Geister, die Tätigkeit von Zauberern, die Überzeugung der Chamorro, es hätte Zwerge gegeben, werden ebenso besprochen wie die matrilineare Gesellschaftsstruktur. Den charakteristischen Lattesteinen widmet sich ein eigenes Unterkapitel.

Noch umfangreicher sind die Abschnitte über die spanische Kolonialgeschichte (Kapitel 6–10). Es ist offensichtlich, daß man sich bemühte, die spanische Periode nicht pauschal zu verurteilen. In bewußter Abgrenzung zu US-amerikanischen Einflüssen gehört zur Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln auch ein stärkeres Bekenntnis zum spanischen Erbe. Dabei wandelt man auf einem schmalen Grat. Zum Chamorroführer Quipuha, der 1668 die ersten katholischen Missionare ins Land ließ und dem bis heute eine Statue in Guam gewidmet ist, heißt es: „Some Chamorros consider him more of a traitor to the Chamorros, than a patriot.“ Andererseits

wird versucht, die spanische Verantwortung für die verheerenden Kriege zwischen Spaniern und Chamorro zu minimieren und auf eine dritte Seite zu verlagern. Der eigentliche Anstifter sei ein – im Buch namentlich genannter – Chinese gewesen, der die Chamorro verhext und verhetzt habe: „He encouraged the Chamorros to kill the Spaniards before they killed the Chamorros“ (159). In der Darstellung der Kriege wird die spanische Vorgehensweise selten offen kritisiert. Statt dessen wird immer wieder darauf verwiesen, unter den Chamorro selbst hätte es unterschiedliche Sichtweisen gegeben. Viele von ihnen hätten den Spaniern auch militärisch geholfen. Bezeichnend für diesen Spagat ist eine der Leitfragen für die Schüler: „Why was Chamorro resistance sometimes justifiable?“

Diese Sichtweise – Betonung der eigenen Chamorroidentität auf der einen und vorsichtig-positive Aufwertung der Spanier auf der anderen Seite – zieht sich durch das Buch. Für den Ausbruch des Amerikanisch-Spanischen Krieges werden „American businessmen“ und „American newspapers“ verantwortlich gemacht. Das Ende des Krieges brachte das Ende der spanischen Herrschaft (im Buch: „administration“, der Zusatz „kolonial“ wird vermieden) und die politische Teilung der Marianen. Zusammenfassend wird festgestellt: „The Spanish culture influenced the Chamorro culture for ... nearly four centuries. It is an influence that is still present today. And it will be present for many generations to come“ (325). Das abschließende Kapitel bespricht auch den Übergang der Nordmarianen auf die deutsche Kolonialadministration. Dabei wird der erste Bezirksamtmann, Georg Fritz, zu Recht besonders hervorgehoben. Ohne sie explizit zu nennen, wird der Gesamteindruck der älteren Zeitzeugen wiedergegeben: „The Germans became known for their politeness and excellent education. Reportedly, the people of Saipan were extremely happy with them from the first moment“ (323).

Daß man in Mikronesien die länger zurückliegende koloniale Vergangenheit nicht nur anders bewertet, sondern auch als integralen Bestandteil der eigenen Andersartigkeit versteht, annimmt und dies so zukünftigen Generationen weitergibt, mag nur zu Teilen am historischen Befund selbst liegen. Wenn in Deutschland Schulgeschichtsschreibung den Zeitgeist widerspiegelt, so werden in Mikronesien versteckte Hoffnungen und Sehnsüchte vermittelt. Ein innerer Zwang, aus unterschiedlichen ethnischen Wurzeln heraus über einen quasi permanenten Kampf gegen den historischen Kolonialismus eine gemeinsame nationale Identität zu konstruieren und zu konstituieren, besteht auf den meisten Inselrepubliken nicht. Dagegen kommt in der anscheinend übermächtigen Erfahrung der Präponderanz des American way of life im Alltagsleben Mikronesiens der Berufung auf die eigene Andersartigkeit besondere Bedeutung zu. Zu dieser Andersartigkeit – gegenüber den Vereinigten Staaten – gehört aber eben auch die andere koloniale Erfahrung, die als Ausweis des Besonderen gilt und akzeptiert und integriert wird. In den Marianen mag diese Haltung angesichts der langjährigen politischen Dominanz der Vereinigten Staaten besonders exponiert sein. Die historische Abgrenzung von Amerika ist aber mehr als das Ergebnis einer bewußt vorgenommenen Identitätsfindung. Sie reflektiert bei jenen, die Amerika mit am besten kennen, ohne selbst

Amerikaner zu sein, das, teils ausgesprochene, teils unausgesprochene Gefühl, daß die Zeiten der US-amerikanischen world supremacy zu Ende gehen.

Hermann Hiery, Bayreuth

Julianne M. Walsh et alii: Etto nan Raan Kein. A Marshall Islands History, Honolulu 2012, Bess Press, 526 S., 213 Abb. u. Karten, \$ 84,95, ISBN 978-1-57306-313-5

Knapp 15 Jahre lang wurde an diesem Werk, das als Geschichtsbuch in den höheren Schulen der Marshallinseln Eingang gefunden hat, unter der Federführung des marshallanischen Bildungsministeriums gearbeitet. Das Ergebnis kann sich sehen lassen. So sind speziell für dieses Buch mündliche Quellen erschlossen worden – über 100 Interviews mit Personen der Zeitgeschichte und Nachfahren bedeutender Marshallaner wurden geführt. Auch gibt es einen für Schulbücher untypischen Fußnotenapparat. Am Ende des Werkes befindet sich ein 52-seitiger Quellenanhang, der die Gespräche mit den Zeitzeugen sowie Statistiken und Reproduktionen von Originaldokumenten enthält. Daß es sich in erster Linie doch um ein Lehrbuch handelt (vorgesehen für den Gebrauch an Colleges), merkt man vor allem an den Fragen, die sich am Ende jedes der 13 Kapitel befinden und den Leser zur Reflexion anregen sollen, bzw. den Schüler zur intensiveren Beschäftigung mit dem gelesenen Inhalt. Besonderen Wert legt das Autorenteam, das abgesehen von der amerikanischen Anthropologin Walsh ausschließlich aus Marshallanern besteht (u. a. Hilda C. Heine, Carmen Milne Bigler und Mark Stege), auf die Ausarbeitung einer marshallanischen Perspektive auf die Geschichte. Dies gelingt in erster Linie durch den Aufnahme der mündlich tradierten Geschichte in „Etto nan Raan Kein“ (sinngemäß übersetzt: „Vor langer Zeit auf unseren Atollen“).

Vermutlich der Fokussierung auf diese Zeitzeugenberichte geschuldet, liegt der Schwerpunkt des Buches auf der Zeit nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in Mikronesien 1941 – ziemlich genau die Hälfte der Werks beleuchtet diesen Abschnitt der Geschichte. Die andere Hälfte behandelt die Zeit von der Besiedlung der ersten pazifischen Inseln bis 1941. Der Haupttext ist in Englisch verfaßt, wobei die Kapitel jeweils eine marshallanische Überschrift – mit englischer Übersetzung – tragen. Eine Vielzahl marshallanischer Begriffe taucht im Fließtext und in den Exkursen auf, die in aller Regel erläutert werden. Gewöhnungsbedürftig ist die Verwendung der im Jahre 1994 von der Regierung standardisierten marshallanischen Schreibweise der Begriffe sowie der Atoll- und Inselnamen, die sich auf den Inseln selbst noch nicht wirklich durchgesetzt hat (s. Erläuterung, IX). Zuvor – und zu großen Teilen bis heute – wurde und wird dort die Schreibweise verwendet, die bei der ersten Übersetzung der Bibel ins Marshallanische Anwendung fand.

Das Bemerkenswerteste an diesem Buch ist aber der erwähnte und konsequent durchgezogene Versuch, eine marshallanische Sichtweise auf die eigene Geschichte einzuführen, wobei keineswegs vergessen wurde, an mehreren Stellen darauf hinzuweisen, daß diese Perspektive mitnichten per se mehr Wahrheit oder Richtigkeit

beinhaltet als andere (7). Doch zeugt das Werk von marshallanischem Selbstbewußtsein, wenn im letzten Absatz folgender Hoffnung Raum gegeben wird: „It is hoped that this textbook has introduced you to events in the Marshallese past that made you feel proud“ (442) und auf die Bedeutung der Wahrnehmung von Geschichte in Bezug auf die nationale Identität explizit hingewiesen wird (8). Für jeden, der an der Geschichte der Marshallinseln interessiert ist, stellt das Werk eine Bereicherung und Erweiterung bisheriger Sichtweisen dar. Für den deutschen Leser besonders interessant ist die Darstellung der deutschen Kolonialzeit (1885-1914), bei der auf Pauschalurteile verzichtet wurde. Aufgezeigt wird in diesem Kapitel, wie sich der Status der Irodsch („Oberhäuptlinge“) verbesserte, indem sie einerseits durch die Kontrolle des Koprahandels zu beträchtlichem Wohlstand gelangten und andererseits durch die von der deutschen Kolonialverwaltung adaptierte Politik der indirekten Herrschaft mehr Macht im marshallanischen Gesellschaftssystem erlangten. Auch auf die Pazifizierung wird eingegangen. So wird hervorgehoben, daß die Austragung konkurrierender Ansprüche unter den Irodsch nicht mehr durch bewaffneten Kampf, sondern vor deutschen Gerichten erfolgte. Negativ wird die Rolle des Landeshauptmanns Eugen Brandeis (1898-1906) bewertet, der sich autokratisch verhalten und dabei auch die deutschen Gesetze mißachtet habe, weil er u.a. die von der Kolonialabteilung für Mikronesier und Polynesier untersagte Prügelstrafe anwandte. Auch sei er unfähig gewesen, nach dem schweren Taifun von 1905 die Folgen für die Bevölkerung abzumildern, indem er sich inaktiv verhielt. Zu beachten ist allerdings, daß für die deutsche Zeit anscheinend keine mündlich tradierten Überlieferungen mehr eingearbeitet werden konnten, sondern für dieses Kapitel allein auf Sekundärliteratur zurückgegriffen wurde.

Einige kleinere Fehler haben sich in das Buch eingeschlichen. So war die abgebildete Fahne (197) nicht die des Schutzgebietes der Marshallinseln, sondern die der Jaluit-Gesellschaft. Zudem hatte die Jaluit-Gesellschaft als Konzessionsgesellschaft zwar eine alles dominierende Marktstellung, also ein Quasi-Monopol, nicht jedoch ein reines Monopol, wie es auf Seite 197 behauptet wird. Es bleibt zu hoffen, daß diese und andere Ungenauigkeiten in zukünftigen Auflagen behoben werden. Doch mit einem insgesamt sehr lesenswerten, interessanten und anregenden Haupttext, einer hervorragenden bibliophilen Aufmachung (Hochglanzpapier mit Deckenband) und vielen graphisch hochwertigen Abbildungen, bleibt alles in allem ein sehr positiver Eindruck von dieser Einführung in die Geschichte des mikronesischen Inselstaats.

Markus Plattner, Bayreuth

J. Kehaulani Kauanui: *Hawaiian Blood. Colonialism and the Politics of Sovereignty and Indigeneity*, Durham / London 2008, Duke University Press, XVI + 242 S., 5 Abb., \$ 18, –, ISBN 978-0-8223-4079-9

Der Titel „Hawaiian Blood“ zielt direkt ins Herz einer sensiblen Thematik, indem er Bezug nimmt auf die 1921 vom US-Kongreß im Hawaiian Homes Commission Act

(HHCA) festgelegten Kriterien zur Definition der indigenen Hawaier bzw. Hawaiianer. Damals wurde als Richtwert festgelegt, daß sich nur solche als „Native Hawaiians“ bezeichnen durften, die mindestens zur Hälfte das Blut solcher Hawaier beinhalteten, welche die hawaiischen Inseln bereits vor 1778 bewohnt hatten. Diese sogenannte „Blut-Logik“, wie es bereits im Klappentext des englischsprachigen Buches vermerkt wird, hat seither das Rechtssystem Hawaiis entscheidend mitbestimmt und zu zahlreichen und kaum zu bewältigenden Konflikten geführt. Der Kern des Buches entspinnt sich zwischen den beiden Polen der hawaiischen kulturellen Identität und deren verschiedenen Elementen, und dem quantifizierbaren Bestandteil einer bestimmten Menge „indigenen“ Blutes, der eine Zugehörigkeit oder Ausschließung zur Gruppe der Native Hawaiians bedingen konnte. Der Autorin geht es dabei um die Herausarbeitung des Arguments, daß die Festlegungen des HHCA dazu dienen, koloniale Abhängigkeiten zum Vorteil der weißen Bevölkerung und gegen die Interessen der Hawaier zu implementieren. Die Sachlage ist komplex und setzt zumindest teilweise ein Wissen um die US-amerikanische Rechtslage und Rechtssprechung bezüglich des Umgangs mit Minderheiten im annektierten und später als Bundesstaat übernommenen Inselarchipel voraus. Damit ist umrissen, daß es sich bei dem vorliegenden Buch nicht um ein einfaches Lesebuch handelt, sondern in sehr diffiziler Weise ein komplexes und vor allem kontroverses Thema behandelt wird, welches, je nach Stand- und Ausgangspunkt, auch unterschiedliche Schlußfolgerungen zuläßt.

Die Autorin, selbst von hawaiischer Abstammung, ist Associate Professorin für Amerikanische Studien und Anthropologie an der Wesleyan University in Middletown, Connecticut, wo sie unter anderem ein wöchentliches Radioprogramm zum Thema „Indigenous Politics: From Native New England and Beyond“ produziert. Die Forschungsschwerpunkte der Autorin, die ein BA und PhD der University of California hält, sind vor allem Vergleichende Indigenität, Hawaiische Souveränität, Anarchie und der Staat, Siedlungskolonialismus und „Whiteness“. Darüberhinaus beschäftigt sie sich intensiv mit Gender-Aspekten zu und innerhalb der genannten Themenschwerpunkte. Neben Hawaii zentriert sie ihre Aufmerksamkeit vor allem auf die New England-Staaten der USA; 2008 war Kehaulani Präsidentin der New England American Studies Association.

Zurück zum vorliegenden Buch: Die Verf. ergreift Partei, indem sie klar macht, daß die Regelungen des HHCA die indigenen Hawaier in eine prekäre Argumentationslage gebracht hatten. Und zwar insofern, als durch die Fokussierung auf sogenannte „rassische“ Kriterien andere Kriterien, wie z.B. Abstammung (kinship) und selbst gewählte bzw. zugeschriebene Zugehörigkeit (belonging), verdrängt wurden. Diese – und im Deutschen gibt es dafür kein äquivalentes Wort – „Rassialisierung“ (engl: racialization) der Frage einer Zugehörigkeit oder eben keiner Zugehörigkeit zu den Native Hawaiians, hat, wie Kehaulani zu beweisen versucht, dem System weißer Überlegenheit, basierend auf rassischer Privilegiertheit, entscheidend Vorschub geleistet, und die Hawaier in eine inferiore Position manövriert. Anhand von konkreten Beispielen zeigt die Autorin, wie durch diese US-amerikanische Politik, exekutiert durch die HHCA, weitreichende rechtliche und kulturelle Effekte

auf Seiten der Hawaier ausgelöst wurden. Mit der HHCA konnte die amerikanische Bundesregierung die Anzahl hawaiischer Land-Provisionen, also Abschlagszahlungen für indigene Landbesitzer, denen das Land unter unterschiedlichen, teils äußerst dubiosen Bedingungen abgekauft bzw. abgenommen wurde, reduzieren und limitieren. Die so zustande gekommene Neufassung hawaiischer Landansprüche bzw. Provisionen für diese wurden, wie die Verf. betont, eher nach den Notwendigkeiten US-kolonialen Wohls, als den kollektiven Ansprüchen indigener Hawaier geschuldeten Erwägungen ausgelegt. Diese „Racialization“ diente also der Förderung und Zementierung weißer Vorherrschaft und günstigerer Ausbeutungsbedingungen durch diese.

Das Buch hinterfragt kritisch den Weg dieser „blood racialization“ und wie dadurch in der Folge hawaiische Identität als meßbar und vor allem auch „verdünntbar“ (dilutable) begründet wurde. Kehaulani definiert „racialization“ als Zuschreibung rassistischer Kriterien, konkret im Fall der Kanaka Maoli (so nennen die indigenen Hawaier jene, die 50 Prozent oder mehr Blut im oben erwähnten Quantum aufweisen und daher als „Native Hawaiians“ bezeichnet werden können). Die Autorin gibt einen historischen Überblick, wie sich die Begrifflichkeiten entwickelten. So hatten bereits im frühen 19. Jahrhundert amerikanische Missionare den Begriff „half-caste“ für die Bezeichnung halb weißer, halb hawaiischer Personen eingeführt. Dieser wurde bald jedoch durch den hawaiischen Begriff „hapa-haole“ (halb Weiß bzw. halb-Fremder) ersetzt. Aber auch die Begriffe „Asiatic Hawaiian“ und „Caucasian Hawaiian“ hatten ihre Verwendung gefunden, und, um die Sache noch unübersichtlicher zu machen, „Part-Hawaiian“ wurde im frühen 20. Jahrhundert zum meistverwendeten Begriff. Vieles geht in dem Buch immer wieder um Begrifflichkeiten und Terminologien, und die Frage, wer diese Zuschreibungen mit welchen Intentionen in die Diskussion und Öffentlichkeit (ein-)gebracht hat. Von Seiten der Hawaier wurden die Begriffe „Kanaka Maoli“ („echte“ Leute), „Kanaka 'Oiwi“ (bone people) oder „'Oiwi Maoli“ (true bone) verwendet, um gegenzuhalten und vor allem hawaiische Identität durch andere als ausschließlich blutsbezogene Kriterien zu definieren. Die Bundes- bzw. Staatsdefinition der „Native Hawaiians“ als mit mindestens 50 Prozent mit hawaiischen Blut behaftet, wird von der Autorin als exklusiv und ausschließend, aber auch als indigene hawaiische Epistemologien aushöhlende Definition angesehen, welche die Abstammung und Genealogie einer Person außer acht lassen.

Klar versucht Kehaulani anhand von Beispielen zu beleuchten, wie destruktiv sich diese Zuschreibungen in der Praxis auswirken. Dabei gibt sie gleich anfangs eine persönlich erlebte Geschichte wieder, wo sie selbst mit der Frage ihres blutsmäßigen Quantums an indigen-Hawaiischem konfrontiert wird, und damit auf die Frage gestoßen wird, warum es diese Form diskriminierender Einteilung (die sich so auf Seiten der Weißen nicht findet) überhaupt gibt. Kehaulani spinnt die Konsequenzen bis in die Gegenwart weiter und beschreibt, wie von den 1920er-Jahren über die Transformation Hawaiis in einen US-Bundesstaat 1959, bis in jüngste Zeit diese Regelungen Geltung hatten. Erst 1992 kam es zu ersten Aufweichungen und 1997 zu substantiellen Hinterfragungen dieses Systems, welches es Native Hawaii-

ans so schwer machte, Ansprüche, insbesondere Landansprüche, einzufordern. Die Autorin beschreibt, wie umständlich, schikanös und kompliziert es im Regelfall war und ist, die erforderlichen Dokumente zum Beweis der Zugehörigkeit zu den Native Hawaiians zusammenzubekommen. Daß die 50-Prozent Regel auch innerhalb der hawaiischen Communities zu einer Zwei-Klassen Trennung geführt hat, erscheint logisch. Die Konsequenzen daraus werden in dem Buch dargestellt, ebenso mögliche Alternativen.

Man könnte der Verf. einseitige Parteinahme vorwerfen. Beim Lesen des Buches wird einem jedoch klar, wie tendenziös, die weiße Seite bevorzugend, hier eine Gesetzgebung geschaffen worden war, die allzu lange Relevanz entwickeln konnte. Allein die objektive Faktenlage ist ernüchternd und stimmt traurig. Das Buch ist ein Beispiel, wie von außen kommende koloniale Interessenslagen einer ökonomisch dominierenden Gruppe, in diesem Fall der Weißen, sukzessive das Gefüge einer indigenen Gesellschaft ausgehöhlt, beherrschbar und ausnutzbar gemacht haben. Das Buch enthält sich emotionaler Anwürfe und beschreibt die Sach- und Faktenlage. Dies tut dem Band gut, und man muß ihn nicht in jene Ecke von Büchern stellen, die als agitatorisch einen nur eingeschränkten Wert für die sachliche Diskussion besitzen. Die Arbeit, welche in sechs Kapitel unterteilt ist, ist eine Bereicherung der Diskussion um die Rechte indigener Hawaier und dem Anspruch auf hawaiische Souveränität. Einmal mehr sei an dieser Stelle erwähnt, daß die letzte hawaiische Königin Lili'uokalani 1893 niemals einen Thronverzicht unterschrieben hat, daß die USA somit die Hawaii-Inseln widerrechtlich annektiert, sich als Kolonie einverleibt und zu einem Bundesstaat umfunktioniert haben, und die Vereinigten Staaten damit die Hawaii-Inseln aus völkerrechtlicher Sicht de facto nach wie vor besetzt halten. Diese pointierte Formulierung mag manchen nicht gefallen, ist aber Faktum, gerade in der Diskussion um US-Imperialismus und ein US-Kolonialimperium, welches von den USA selbst immer wieder in Abrede gestellt wird. Der Band ist in der Reihe „Narrative Native Histories“ erschienen, die es sich zum Ziel setzt, ethische, methodologische und konzeptuelle Rahmenbedingungen indigener Kulturen und Geschichten zu hinterfragen. Dieses Buch, welches sich über weite Strecken berührend liest, ist ein gutes Beispiel dafür, wie man sich solcher Themen annehmen kann und kann daher als lesenswert empfohlen werden.

Hermann Mückler, Wien